

MASTERARBEIT

Form der Förmlichkeit

Ein formaler Identitätsbegriff und seine transzendentalen Grenzen

Kurzinhalt

Zentrale These der vorliegenden Arbeit ist: Gleichheit (relative Identität) kann nur ausgesagt werden unter Berufung auf eine Identität (absolute Gleichheit). Sie wird in einem ersten Teil den relativen Begriff von Identität als Koreferenz vorstellen und erörtern, den Hans Reichenbach in seinen »Elements of Symbolic Logic« entwickelt. Indem sie Objekte über verschiedene Sprachstufen hinweg mit einander verbindet, muss sie über diese Stufen hinweg identisch sein. Diese *sprachstufenübergreifende Identität der Identität* kann nicht ihrerseits als bloß relative Identität ausgesagt werden und weckt so das Interesse der Vernunft nach einer absoluten Identität.

Dieses Bedürfnis wird an den zweiten Teil weitergereicht, wo es zunächst rekonstruiert wird unter Aufweis des relativen Identitätsbegriffs des frühen Fichte. Dieses Äquivalent, das wir in Gestalt des Prinzips der *Disjunktionseinheit* finden, kann – genau wie sein analytisches Gegenstück – nicht völlig universal sein. Durch Anwendung dieses Prinzips auf seine eigene zentrale Ermöglichungsbedingung wird es sich als gleichermaßen beschränkt erweisen und dadurch Raum lassen für Fichtes Version der absoluten Gleichheit: die *Tathandlung* als Vollzugseinheit des Identifizierens.

Abstract

The current paper claims that *equality* (relative identity) can only be stated by invoking *identity* (absolute equality). It will in a first part present and discuss the notion of relative *identity as co-reference* as depicted by Hans Reichenbach in "Elements of Symbolic Logic". Relating entities across different levels of language, identity must itself be identical throughout these levels. This *trans-language identity of identity* cannot in turn be stated as a merely relative identity and gives rise to the need for a notion of absolute identity.

This need is then carried over into the second part, where it will first be reconstructed, pointing out the notion of relative identity within the philosophy of the early Fichte. This equivalent, which we find in the principle of *disjunctive unity*, just as its analytic counterpart cannot be totally universal. By application of this principle on its own central condition of possibility it will turn out to be equally restricted, thus making way for Fichte's version of absolute equality: The *Tathandlung* which is pure identity by virtue of being identifying in the verbal sense.

Masterarbeit

zur Erlangung des Grades eines Master of Arts
im Fachbereich Philosophie der Fakultät für Sprachwissenschaften und Literatur,
Geisteswissenschaften, Kunst und Erziehungswissenschaften
an der Université du Luxembourg

Betreuender Gutachter: Prof. Dr. Dietmar Heidemann
Zweiter Gutachter: Prof. Dr. Robert Theis
Dritter Gutachter: Prof. Brady Bowman (Penn State University)

Vorgelegt am 11. Juni 2012 von Oliver Motz
Überarbeitete Fassung vom 13. Juli 2013

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	4
2	Analytischer Teil: Identität der Identität	8
2.1	Zeichentheorie und semantischer Physikalismus	8
2.2	Anführung und semantische Offenheit	9
2.3	Tarskis Wahrheitstheorie	11
2.4	Sprachstufenmischung bei Reichenbach	19
2.5	Homogene Sprachrelation und Objektanführung	20
2.6	Selbstbezüglichkeit und ihre Vermeidung	22
2.6.1	Sprache und Weltspaltung	22
2.6.2	Die Grelling-Nelson-Paradoxie der heterologischen Worte	24
2.6.3	Sprachstufenregress und Umgangssprache	26
2.7	Identität als Koreferenz	28
2.7.1	Heterogenität der Identität	30
2.7.2	Transzendenz der Identität	32
3	Synthetischer Teil: Identifizieren des Identifizierens	35
3.1	Zirkel von Primär- und Sekundärreflexion	35
3.2	Begriff: das Ich als Identisches	38
3.2.1	Disjunktionseinheit der Begriffe	38
3.2.2	Der abstrakteste Begriff	41
3.3	Reflexion: das Ich als Identifizierendes	45
3.3.1	Sichbehauptung der Behauptung	45
3.3.2	Reflexion und Reflexionsregress	49
3.4	Urteil: das Ich als Identifizieren	52
3.4.1	Relative Identität in Urteilen	52
3.4.2	Reflexionsgefälle in Identitätssätzen	53
3.4.3	Einheit des Bewusstseins	54
3.4.4	Reductio ad absurdum des Prinzips der Disjunktionseinheit	57
3.4.5	Reines Identifizieren – Vom »Ich=Ich« zum »Ich bin«	59
4	Es gebe Wahrheit	62
A	Zur Zitierweise	65
B	Siglen	65
C	Symbolverzeichnis	66
D	Dokumentstatistik	66
E	Eigenständigkeitserklärung	66
	Literatur	67

1 Einleitung

Nachdem Goethe die ersten Bogen »Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre« gelesen hatte, antwortete er Fichte am 24. Juni 1794: »Das Übersendete enthält nichts, das ich nicht verstände oder wenigstens zu verstehen glaubte, nichts, das sich nicht an meine gewohnte Denkweise willig anschliesse« [Goe19:X 167]. Man muss sich allerdings fragen, ob es wirklich vom Verständnis eines Denkens zeugt, wenn man es ohne weiteres Zutun, ohne Widerstände in das eigene einzugliedern vermag. Besonders fraglich ist dies, wenn es sich um ein Denken wie die Wissenschaftslehre handelt, »deren ganzer Bau und Bedeutung von dem Bau und der Bedeutung der philosophischen Systeme, die bisher gang und gäbe waren, völlig verschieden ist« [EL2 SW:I 453].¹ Wenn man daraus folgert, dass sich die Wissenschaftslehre an kein anderes Denken anschließen kann, so hindert dies doch nicht daran, umgekehrt ein anderes Denken an die Wissenschaftslehre anzuschließen. Nur kann es bei einem solche Anschluss nicht ausbleiben, dass bisher wohl Bekanntes in einem neuen Licht erscheint – insbesondere, dass bislang als fundamental Vorausgesetztes sich als lediglich abgeleitetes Prinzipiat eines höheren Prinzips erweist.

Prominenter Fall eines solchen Vorgangs ist in der »Grundlage...« der reflexive Aufstieg vom Satz der Identität $A = A$.² Dieser bildet als ein bloß formales Denkgesetz der Logik den Ausgangspunkt zur Entdeckung seiner eigenen transzendentalen Ermöglichungsbedingung: der Tathandlung des »Ich bin«. Bei dieser »Ableitung der in der Logik aufgezeichneten Denkgesetze aus einem höhern Princip« wird »aber in der Logik schlechthin nichts, sondern nur a usser ihr, in unserm wissenschaftlichen Systeme überhaupt, wovon sie nur ein kleiner Theil ist, etwas geändert« [NaR GA:II 5,473sq]. Fichtes mitunter geringschätziger bis wegwerfender Gestus gegen das formale Denken³ lässt dieses intern, also in seiner formalen Gültigkeit, völlig unangetastet. Seine Kritik gilt der Formalität vielmehr nur dann, wenn sie als das höchste Prinzip des Denkens missverstanden wird. Die Gültigkeit des Satzes der Identität wird also nicht aufgehoben, sondern lediglich *beschränkt*. Sein Status sinkt auf den eines bloßen Prinzipiat herab.

¹Goethes Urteil zweieinhalb Jahre später zeigt denn auch in dieser Hinsicht reichliche Ernüchterung: »Ich bin zu wenig oder vielmehr gar nicht in dieser Denckart geübt und kann also nur mit Mühe und von ferne folgen« [Goe19:X 193].

²Diese Kurzdarstellung des Verhältnisses zwischen formaler und transzendentaler Logik bei Fichte orientiert sich an der Dissertation »*contradictio est regula veri*« von Stefan Schick [Sch10:195sq].

³In der »Grundlage des Naturrechts« etwa heißt es plakativ: »Das bloss formelle Denken hat in der Philosophie, in der Mathematik, in der Naturlehre, in allen reinen Wissenschaften unbeschreiblich viel geschadet.« [GNR SW:III 6sq]

Es ist eine, wenn nicht sogar *die* entscheidende Einsicht des frühen⁴ Fichte, dass eine Trennung von Form und Inhalt im systematisch höchsten Punkt nicht aufrecht erhalten werden kann. Für den Begriff der Identität bedeutet dies: *Die rein formale, relative Identität des $A = A$ kann nur angewendet, geistig vollzogen werden unter implizitem Rekurs auf eine formal-inhaltliche, absolute Identität, die nur für diese absolute Identität selbst gilt.* Die Einsicht in dieses transzendente Begründungsverhältnis ist das zentrale Anliegen der nachfolgenden Ausführungen.

Der erste, analytische Teil wird sich dabei einem modernen Identitätsbegriff widmen, der vollständig im Relativen verbleibt. Hans Reichenbach fasst in seinen »Elements of Symbolic Logic« *Identität als Koreferenz*, die den Bezug zweier verschiedener Zeichen auf ein und den selben Gegenstand aussagt. Sie ist damit eine Relation, die verschiedene Sprachstufen unterscheidet und zugleich aufeinander bezieht. Da sie damit Identität nur noch relativ aussagt, reduziert diese Definition Identität auf bloße *Gleichheit*, wie Reichenbach sich ausdrückt (2.7.1). Vor der Entwicklung dieses relativen Identitätsbegriffs gilt es zu verstehen, worin sich seine Relata unterscheiden: Die Verschiedenheit von Sprachstufen. Ein wesentliches Merkmal formaler Sprachen im Gegensatz zur Umgangssprache besteht in ihrer *semantischen Offenheit*, dem Verbot, sich in einer dieser Sprachen auf Ausdrücke dieser selben Sprache zu beziehen. Dieses Verbot zu verstehen wird zentrales Ziel der Abschnitte 2.1 bis 2.5 sein. Abschnitt 2.6 widmet sich dann der Motivation dieses Verbots und wird durch zwei Argumente aufweisen, dass semantische Offenheit nicht universell eingefordert werden kann, ohne einen Widerspruch zu begehen. Das Verbot muss auf eine Teilmenge aller Sprachen restringiert werden, wenn es überhaupt Gültigkeit haben soll. Entsprechendes wird sich dann für den Begriff einer bloß relativen Identität als Koreferenz erweisen. Deren Selbstanwendung führt auf einen Widerspruch, der – und hier eröffnet sich die transzendente Dimension unserer Untersuchung – ein Interesse der Vernunft an einem stärkeren Identitätsbegriff weckt (2.7.2).

Der zweite, synthetische Teil der Untersuchung wird dieses Interesse aufgreifen und zunächst in Analogie zum ersten Teil den Begriff relativer Identität, also bloßer Gleichheit bei Fichte herausarbeiten. Wir werden ihn finden im Prinzip der *Disjunktionseinheit*, das Gleichheit stets nur als Synthesis Entgegengesetzter erlaubt (3.2.1). Dieses äußert sich in verschiedenem Gewand in drei Terminologien: Begriff (3.2), Reflexion (3.3), und Urteil (3.4). Versucht man nun, in diesen Terminologien das absolute Ich

⁴Die Arbeit wird sich im Wesentlichen auf die Phase vor 1800 beschränken.

zu beschreiben, so stößt in allen drei Fällen die Anwendung des Prinzips der Disjunktionseinheit auf einen Widerspruch. Am schärfsten zeigt sich dieser beim Versuch, das Prinzip der Disjunktionseinheit auf eine seiner eigenen Ermöglichungsbedingungen anzuwenden (3.4.4). Seine Überwindung wird eine Restriktion dieses Prinzips erfordern, die ihre Entsprechung in der Restriktion der semantischen Offenheit findet. Die notwendige Begrenztheit des Prinzips der Disjunktionseinheit erweist zugleich die Notwendigkeit einer reinen Einheit jener *absoluten Identität*, die Fichte in seinem Begriff der Tathandlung vollzogen sieht.

Zwei methodische Vorbemerkungen, ehe wir mit der Untersuchung anheben: Sie ist getragen vom Grundgedanken einer *Analogie* der Strukturen der beiden Hauptteile und ordnet die Strukturen des ersten Teils systematisch ihren Entsprechungen bei Fichte zu. Eine Analogie ist nach Kant nicht etwa »eine unvollkommene Ähnlichkeit zweier Dinge, sondern eine vollkommene Ähnlichkeit zweier Verhältnisse zwischen ganz unähnlichen Dingen« [Prol AA:IV 357]. Es soll also mit der Hypothese der Analogie keineswegs eine Identität der verhandelten Probleme behauptet werden. Sprache ist ebenso wenig mit Denken identisch wie Sätze mit Urteilen. Dies ändert jedoch nichts daran, dass Urteile sich sprachlich manifestieren. Auch Fichte kommt nicht umhin, die intellektuellen Vollzüge, die er verhandelt, in Sätzen zu artikulieren. Dabei wird sich an gegebener Stelle zeigen (3.4.3), dass die sprachliche Bezugnahme von der denkenden insofern abweicht, als sie neben sich andere zulässt, während das Denken die höchste Bezugnahme darstellt, in welcher alle anderen unterschieden werden können.

Das Problem eines höchstens Beziehungsgrundes, in dem alle weiteren Unterscheidungen getroffen werden können, gibt Anlass zu einer zweiten methodischen Vorbemerkung: Die Philosophie Fichtes nämlich erhebt Anspruch auf schlechthinnige Universalität, denn

- 1/1 »[w]enn einer Wissenschaft, die schlechthin alles Mannigfaltige, d. h. Alles, wobei sich ein Unterschied denken läßt, auf Einheit zurückzuführen hat, irgend eine Disjunktion, welche möglicher Weise durch die Vernunft gemacht werden kann, verborgen bliebe; so hätte sie ja ihres Zweckes verfehlt.« [WLo4 SW:X 132].

Nur innerhalb der Wissenschaftslehre könnte nach Fichte überhaupt sachgerecht eine andere Wissenschaft mit der Wissenschaftslehre verglichen werden. Diese asymmetrische Struktur wird zu Beginn des synthetischen Teils noch ausführlich Thema werden.⁵

⁵Sie liegt der Gedankenbewegung der »Grundlage...« insgesamt zu Grunde (cf. 3.1) und kennzeichnet auch den abstraktesten Begriff, mit dem eine erste Annäherung an Fichtes absolutes Ich versucht werden wird (3.2.2).

Methodisch ist hier dennoch in aller Klarheit vorzuschicken, dass ein neutrales Herangehen an die Wissenschaftslehre »von außen«, ihr bereits von vorneherein abspricht, zu leisten, was sie beansprucht.⁶ Leistet sie es nämlich, so wäre die neutrale Prüfung dieser Lösung unmöglich neutral gewesen.⁷ *Neutralität wäre hier Voreingenommenheit.* Auch um nicht den falschen Anschein einer solchen Neutralität zu erwecken, bedient sich unsere Ausführung sprachlich der ersten Person (Plural!).

Für die Behandlung des Identitätsbegriffs im ersten Teil ergibt sich daraus die Einschränkung, dass seine Untersuchung unweigerlich *transzendental infiziert* ist (wenigstens minimal). Wir werden diese Infektion gegen Ende unserer Untersuchung einholen und feststellen, worin sie bestand. Hier ist nur anzumerken, dass schon aus diesem Grunde nicht der Anspruch erhoben wird, eine vollumfassende Prüfung der Möglichkeiten einer rein formalen Identitätsbegriffs und formaler Semantik zu liefern. Ihre Betrachtung hat die heuristische Funktion, die Notwendigkeit ihrer transzendentalen Vervollständigung für eine bestimmte Ausgestaltung aufzuweisen. Neben dem Bemühen um Kürze ist dies der wichtigste Grund, sich dabei im Wesentlichen auf ein einziges Werk eines einzigen Autors zu beschränken.

⁶Das Systemmodell Fichtes steht in dieser Hinsicht in deutlichem Widerspruch zum Gerichtshofmodell Kants. Dort soll die Vernunft über ihre eigene Leistungsfähigkeit und deren Grenzen neutral, in der Position »eines bestellten Richters« mit sich ins Gericht gehen [KrV:B XIII]. Fichtes Aufgabe dieser methodischen Neutralität zu Gunsten einer Asymmetrie spiegelt sich in den Ergebnissen: »Im Ich wird das Nicht-Ich dem Ich entgegengesetzt«. Diese Figur wird in unseren Überlegungen an zahlreichen Stellen wiederkehren (Die soeben wiedergegebene Formel Jens Baggesens z. B. auf S. 56)

⁷Sie müsste sich dann nach Abschluss erkennen als immer schon auf dem Boden der Wissenschaftslehre stehend (genauer: gestanden habend). Weist man dagegen – auf die Neutralität bestehend – einen absoluten Anspruch konsequenter Weise *ohne* Prüfung zurück, so kann dieses Recht freilich eben so wenig argumentativ bestritten werden wie der absolute Anspruch Fichtes. Denn es ist diese Ablehnung kein Sprechen, sondern ein Handeln.

2 Analytischer Teil: Identität der Identität

Der formale Identitätsbegriff, den wir untersuchen werden, entstammt dem Lehrbuch »Elements of Symbolic Logic« [ESL], das Hans Reichenbach, zu diesem Zeitpunkt Professor an der University of California, im Jahr 1947 veröffentlicht hat. Die Wahl dieses Werkes als Hauptquelle besteht weniger in seiner Originalität – diese liegt in anderen Bereichen als den für unsere Zwecke erforderlichen – sondern in dem Umstand, dass es nahezu alle Theorieelemente vereinigt, die für unsere Untersuchung von Belang sind. Dass Reichenbach – wie es sich für ein Lehrbuch schickt – Theorien verschiedener Herkunft zu einer weitgehend kohärenten Position verbindet, stellt für das vergleichsweise bescheidene Ziel einer Heuristik eine willkommene Entlastung dar.

Ein jedes Unterfangen, das Sprache zum Gegenstand hat, muss sich zwangsläufig auf sprachliche Entitäten beziehen, gleich welcher ontologische Status diesen Entitäten zuerkannt wird. Ein *Buch* steht dabei vor der besonderen Schwierigkeit, dass es sich bei dieser Bezugnahme seinerseits sprachlicher Entitäten bedienen muss. Bevor wir uns dieser besonderen Schwierigkeit zuwenden (cf. 2.6), gilt es zunächst zu betrachten, wie Reichenbach das Problem sprachlicher und metasprachlicher Bezugnahme überhaupt angeht.

2.1 Zeichentheorie und semantischer Physikalismus

In zeichentheoretischer Hinsicht stellt Reichenbach sich in die Nachfolge von Charles Morris, und bestimmt sprachliche Zeichen als »physical things coordinated to other things by certain rules« [ESL:9]. Diese Zuordnung, die Reichenbach auch als Zeichenrelation (sign relation) oder Referenzrelation (relation of denotation) bezeichnet, beruht dabei ausschließlich auf Konventionen einer Sprachgemeinschaft [cf. ESL:4]. Bedeutsam ist überdies eine Auffassung, die wir im Rahmen unserer Untersuchung als *semantischen Physikalismus* bezeichnen können. Es ist dies die Auffassung, dass sich sprachliche Zeichen ontologisch nicht grundsätzlich von denjenigen Gegenständen unterscheiden, auf die sie sich beziehen – wie diese sind sie »physische Dinge.«

Eine spätestens seit Frege in der formalen Logik vorherrschende Auffassung führt die Bedeutung von Wörtern auf diejenige der Sätze zurück, in denen diese Wörter vorkommen: Reichenbach folgt in seinem Lehrbuch dieser Tradition, wenn er in der Einleitung sagt:

- 2/1 »The same word may occur in different sentences, and we say that we understand the meaning of a word if we know how to use it in sentences of different meanings. It seems advisable to distinguish the two terms, if necessary, by speaking of *sentence-meaning* and *word-meaning*. It is clear from the given definition that *sentence-meaning is logically prior to word-meaning*, i.e., that the expression ‘word-meaning’ is defined in terms of the expression ‘sentence-meaning’.« [ESL:6]

Unter der Bedeutung eines Satzes ist dabei – Probleme der Intensionalität außer Acht gelassen – sein Wahrheitswert zu verstehen. Denn einen Satz verstehen heißt nichts anderes, als die Bedingungen kennen, unter denen er wahr ist. Die Bedeutung eines Wortes ergibt sich dann daraus, welche ungesättigten Satzchemata durch seine Einsetzung zu wahren Sätzen werden. Ist $\Phi(\textit{sokrates})$ ein Satzschema, das für die Variable Φ Einsetzungen verschiedener einstelliger Prädikate erlaubt, so entsteht bei Einsetzung des Prädikats »Philosoph« ein wahrer, für »Mutter« hingegen ein falscher Satz. Letzte Instanz für die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke sind also stets die Wahrheitswerte der Sätze, in denen sie vorkommen. Damit bildet der *propositionale Wahrheitsbegriff*, der Begriff der Wahrheit von Sätzen überhaupt⁸, zugleich den Kern des Begriffs von Bedeutung überhaupt. Die Kürze erfordert es, auf gewisse Unterscheidungen zu verzichten, die im Rahmen der formalen Sprachtheorie durchaus von Belang wären. Zusammen mit dem Unterschied von Extension und Intension, der nur am Rande behandelt werden kann, ist dies die Unterscheidung zwischen Freges Auffassung der Satzbedeutung als Wahrheitswert und seiner Auffassung als Sachverhalt.

2.2 **Anführung und semantische Offenheit**

Bevor wir uns Spezifika des Begriffs der Metasprachlichkeit bei Tarski und Reichenbach zuwenden, sei hier kurz ein Vorbegriff vorgestellt, der Reichenbachs Auffassung zwar entspricht, jedoch auf ein Spezifikum verzichtet, das erst später thematisiert werden soll (Abschnitt 2.5). Während Ausdrücke wie »Wort«, »Satz« usw. in dem trivialen Sinne metasprachlich sind, dass sie sprachliche Entitäten bezeichnen, so besteht doch der paradigmatische Fall von Metasprachlichkeit im Gebrauch von *Anführungszeichen*. Dabei werden aus Ausdrücken neue Ausdrücke erzeugt, die sich auf den angeführten Ausdruck

⁸Mit »überhaupt« ist hier gemeint, dass es nicht mehr um einzelne Sätze wie die diversen Füllungen des ungesättigten Schemas $\Phi(\textit{sokrates})$ geht, sondern um ein allgemeines Kriterium für die Wahrheit von Sätzen. Ein klassisches Kriterium werden wir unter 2.6 in Gestalt von Tarskis T-Konvention vorstellen.

beziehen.⁹ Schon um eine Vermischung von zitierenden und anführenden Anführungszeichen sowie deren übermäßige Schachtelung zu vermeiden werde ich die Beispiele in diesem Abschnitt systematisch in nummerierte Umgebungen absetzen, die ihrerseits bei Bedarf¹⁰ einen metasprachlichen Kontext schaffen, ohne dabei auf Anführungszeichen angewiesen zu sein:

- ⟨1⟩ Das Wort »Luxemburg«₂ bezeichnet Luxemburg₁, wohingegen das Wort »›Luxemburg‹«₃ das Wort »Luxemburg«₂ bezeichnet.

Nicht angeführte Zeichen (Nummer 1 in ⟨1⟩) beziehen sich auf ein außersprachliches Objekt, in diesem Fall Luxemburg, und haben die Sprachstufe 1 (Stufe der absoluten Objektsprache). Setzt man ein solches Wort in Anführungszeichen, so gewinnt man einen dieses Wort bezeichnenden Ausdruck (Nummern 2 in ⟨1⟩), der seinerseits der Sprachstufe 2 angehört, die wegen ihres Bezugs auf sprachliche Entitäten als Metasprache benannt ist. Der Bezug auf einen Ausdruck dieser Metasprache kann dann wiederum nur in einer Meta-Metasprache (Sprachstufe 3) geleistet werden, deren Ausdrücke durch einen rekursiven Einsatz von Anführungszeichen erzeugt werden. Der Vorgang ist dabei beliebig iterierbar und erlaubt so im Prinzip die Konstruktion metasprachlicher Ausdrücke beliebiger Stufe. Dabei muss die Staffelung von Sprachstufen nach oben offen bleiben, wenn einer u. a. auch von Reichenbach erhobenen Forderung entsprochen werden soll, die wir hier vorwegnehmen:

- ⟨2⟩ **Prinzip der semantischen Offenheit:**¹¹ »In writing quotes we have to watch that the sign combination occurring in our sentence is *always* one level higher than the object to which it refers« [cf. ESL:9].

Diese Forderung läuft darauf hinaus, dass ein Zeichen sich nie selbst bezeichnet. Eine andere, ebenso geläufige Formulierung dieses Prinzips stützt sich auf die Unterscheidung

⁹Die enge Verbundenheit von metasprachlicher Bezugnahme mit der Theorie von Anführungen wird auch in neuester Zeit nicht in Frage gestellt. Jakob Steinbrenner etwa geht in seiner Monographie »Zeichen über Zeichen« von deren enger Verbundenheit aus [cf. Steo4:9sq].

¹⁰Es sei allerdings darauf hingewiesen, dass dieser Kontext erst dadurch metasprachlich wird, dass im Fließtext auf die abgesetzten Beispiele Bezug genommen wird.

¹¹Die Bezeichnung dieses Prinzips als »semantische Offenheit« geht auf Alfred Tarskis Aufsatz »The Semantic Conception of Truth. . . « zurück. Er bezeichnet dort solche Sprachen als offen, deren Vokabular keine Selbstbezugnahme erlaubt und zudem weder Zeichen für ihre eigene Bezeichnungsrelation noch ihr eigenes Wahrheitsprädikat enthält.

von Zeichengebrauch (use) und Zeichenerwähnung (mention). In einer von Quines »Quiddities« heißt es dazu: »To mention a name, like anything else, you use a name of it [. . .]; the quotation serves as a name of the name. A quotation names its insides. It is a name of its own guts« [Qui89:231]. Wir werden auf dieses Verbot selbstbezüglicher Zeichen im Fortgang unserer Untersuchung zurückkommen und dabei auch seine Motivation aufklären (cf. 2.6). Zuvor jedoch gilt es, die klassische Wahrheitstheorie Alfred Tarskis zu beleuchten, ausgehend von der Reichenbachs Auffassung von Metasprachlichkeit zu verstehen ist.

2.3 Tarskis Wahrheitstheorie

Reichenbach formuliert das Prinzip der semantischen Offenheit in erster Linie in Bezug auf Wörter und deren Referenz. Er beruft sich dabei aber dennoch auf dessen klassische Ausgestaltung und Begründung aus Alfred Tarskis Dissertation über den »Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen«, in welcher es jedoch in Bezug auf Sätze und deren Referenz entwickelt wird [Tar36]. Die enge Verwandtschaft der dort verhandelten Probleme ergibt sich aus dem unter 2.1 vorgestellten logischen Vorrang der Satzbedeutung vor der Wortbedeutung (cf. 2/1^{S.9}). Die folgende Darstellung fällt aus dem Grund ausführlicher aus, dass die Theorie für ein bestimmtes Missverständnis anfällig ist, dessen Aufklärung für die Unterscheidung der transzendentalen Logik von der formalen überaus instruktiv ist. Textlich beruft sie sich neben der Dissertation auf Tarskis Aufsatz »The Semantic Conception of Truth« [Tar44] aus dem Jahr 1944.

Tarskis Überlegungen sind wesentlich durch einen logischen Skandal motiviert, der gemeinhin unter dem Namen »Lügnerparadoxie« bekannt geworden ist. Deren Ursache sieht Tarski in einem zu freien Wahrheitsbegriff begründet. Denn nur wenn ein Satz über seinen eigenen Wahrheitswert sprechen, mithin auf sich selbst Bezug nehmen kann, ist ein paradoxer Satz wie der Folgende formulierbar:

⟨3⟩ Der Satz ⟨3⟩ ist falsch.

Tarski geht aus von der Situation eines Logikers, der eine neue formale Sprache (eben die Objektsprache) aufbauen will und dabei auch deren Semantik klären muss, um ihren Ausdrücken eine Bedeutung zu verleihen. Sein zentraler Gedanke besteht nun in der scharfen Trennung zweier Sprachebenen, derer sich der Logiker dabei unweigerlich bedienen muss, wenn er die Lügnerparadoxie vermeiden will. Die Sprache, deren Semantik es

festzulegen gilt, nennt er dabei die Objektsprache, jene, in welcher diese Semantik festgelegt wird, und in welcher allein auf Ausdrücke der Objektsprache Bezug genommen wird, bezeichnet er als Metasprache:

2/2 »It should be noticed that these terms ‘object-language’ and ‘metalanguage’ have only a relative sense. If, for instance, we become interested in the notion of truth applying to sentences, not of our original object-language, but of its meta-language, the latter becomes automatically the object-language of our discussion; and in order to define truth for this language, we have to go to a new meta-language-so to speak, to a meta-language of a higher level. *In this way we arrive at a whole hierarchy of languages.*«
[Tar44:350]

Für den Augenblick werden wir uns um diese potentiell unendliche Hierarchie noch nicht sorgen, sondern beschränken uns auf das »untere Ende« der Hierarchie wo die Objektsprache keinerlei semantisches Vokabular enthält, also keiner noch niedrigeren Sprache Metasprache ist. Reichenbach nennt sie aus diesem Grund auch »absolute Objektsprache« [cf. ESL:14].

Die Metasprache ist nun aber nicht auf einen metasprachlichen Gebrauch beschränkt. Es ist sogar erforderlich, auch in ihr auf nichtsprachliche Objekte Bezug nehmen zu können. Erforderlich ist dies insbesondere für die *Teildefinitionen der Wahrheit*, welche den Kern von Tarskis Theorie bilden. Wir geben hier sein berühmtes Beispiel aus Gründen der Darstellung leicht modifiziert wieder:

⟨4⟩ »Snow is white« ist wahr, genau dann, wenn Schnee weiß ist.

Durch Anführung wird aus dem Ausdruck »Snow is white« der Objektsprache ein Name für diesen Satz gebildet. Von diesem Satz wird alsdann ausgesagt, er sei wahr, wenn Schnee weiß ist. Dieses Verhältnis gäbe vorderhand wenig Rätsel auf, wenn man ihn als eine Subjekt-Prädikat-Struktur analysiert; und zwar dergestalt, dass dem angeführten Ausdruck als Subjekt

⟨5⟩ »Snow is white«

folgendes Prädikat zugesprochen würde:

⟨6⟩ wahr sein, wenn Schnee weiß ist.

Die Aussage wäre dann so zu verstehen, dass es eine Eigenschaft des objektsprachlichen Satzes ist, wahr zu sein, wenn Schnee weiß ist. In diesem Fall ist auch ohne Probleme einzusehen, warum Subjekt wie Prädikat gleichermaßen Ausdrücke der Metasprache sein

müssen. Der Ausdruck $\langle 5 \rangle$ ist der Name eines Satzes der Objektsprache, während $\langle 6 \rangle$ ein Prädikat ist, das nur von sprachlichen Entitäten sinnvoll ausgesagt werden kann und schon aus diesem Grund mindestens der Metasprache erster Stufe angehören muss.

Nun ginge es aber an Tarskis Intention vorbei, dem Satz $\langle 4 \rangle$ eine solche Subjekt-Objekt-Struktur zuzusprechen; in seinem Zentrum steht vielmehr die zweistellige Relation »genau dann wenn«, deren Eigenschaften innerhalb semantischer Kontexte Anlass zu einer Reihe verschiedener Deutungen geben. Ich werde sie in Auseinandersetzung mit einer Interpretation erörtern, die Karen Gloy in ihrer Monographie über »Wahrheitstheorien« vorträgt. Dort heißt es über die in Frage stehende Relation:

2/3 »Da diese Beziehung, welche die Äquivalenz zwischen beiden Sprachstufen ausdrücken soll, aber nicht auf einer der beiden Sprachstufen, etwa auf der der Metasprache, festgelegt werden kann, bedarf es eines höheren Standpunktes, einer Meta-Metasprache. Allein in ihr läßt sich die Beziehung zwischen Objekt- und Metasprache regeln.« [Gloo4:151]

Das hier skizzierte Verhältnis ist ungleich komplexer und bedarf einer genauen Analyse, zumal Tarski selbst weder in der Dissertation noch in seinem Aufsatz die Notwendigkeit zum Einsatz einer Meta-Metasprache sieht. Eine von Gloys Aussagen ist sicher nicht wörtlich zu nehmen, nämlich jene, nach der die fragliche Relation die Äquivalenz der *Sprachstufen* ausdrücken soll. Ich weiß nicht, welche Art von Entitäten Sprachstufen sind und in welcher Sprache wir über sie sprechen können,¹² aber sicher ist in einem Satz wie $\langle 4 \rangle$ nicht von Sprachstufen die Rede; gemeint zu sein scheint vielmehr folgendes:

$\langle 7 \rangle$ **Koreferenz-Interpretation der T-Konvention:** Von *Ausdrücken* verschiedener Sprachstufen soll ihre Äquivalenz, d. h. *Gleichheit hinsichtlich ihrer Referenz* (=Koreferenz) ausgesagt werden.

Bei der Untersuchung dieser Interpretation werde ich die Ausdrücke mit verschiedenen Klammern kennzeichnen, um die Zugehörigkeit ihrer Referenzen zu verschiedenen Sprachstufen zu kennzeichnen:

1. ‚Objektsprache,‘ (L_T)
2. ‘Metasprache’
3. [Meta-Metasprache]

¹²Wir werden uns diese Frage in Abschnitt 2.6.3 vorlegen.

Dabei ist zu beachten, dass diese Klammern *keine Anführungsfunktion erfüllen*, sondern lediglich als Lesehilfe zu verstehen sind. Zu beachten ist überdies, dass sie nicht die Sprachstufe angeben, in welcher der eingeklammerte Ausdruck gebraucht wird, sondern diejenige, welcher seine Referenz angehört. »₁›Peter₁« bedeutet, dass das Wort »›Peter‹« hier einen Ausdruck der Objektsprache bezeichnet, nämlich »Peter«.

Man kann nun versuchen, die erste Interpretation folgendermaßen auf Tarskis Beispiel anzuwenden:

⟨8⟩ [₁›Snow is white‹₁ ist wahr gdw. ¹›Schnee weiß ist‹¹ wahr ist]

»₁›Snow is white₁« ist dabei der Name eines Satzes der Objektsprache. Die Anführungszeichen machen aus dem objektsprachlichen Satz einen Namen für diesen Satz in der Meta-Metasprache. »¹›Schnee weiß ist‹¹«¹³ ist in ähnlicher Weise ein Name in der Meta-Metasprache für einen Satz aus der Metasprache. Die Relation »ist wahr gdw.« behauptet dann die Koreferenz dieser beiden Sätze und muss demnach der Meta-Metasprache angehören. Entscheidender Zug dieser Lesart ist, dass unter den drei Konstituenten des Satzes lediglich diese Relation *gebraucht*, die Relata jedoch beide *erwähnt* werden. Wir werden auf die Auffassung von metasprachlich auszusagender Koreferenz bei der Diskussion von Reichenbachs Identitätsbegriff zurückkommen (Abschnitt 2.7).

Einstweilen ist jedoch festzustellen, dass Gloy ihrer eigenen Interpretation ⟨7⟩ an anderer Stelle des gleichen Kapitels zu widersprechen scheint, dort heißt es: »Die rechte Seite der Formel, ausgedrückt durch p bzw., im obigen Beispiel, durch ›Schnee ist weiß‹, *bezeichnet den Gegenstand oder Sachverhalt, das von der Aussage Bezeichnete*« [Gloo4:152]. Nach dieser Aussage dürfte das rechte Relatum nicht *erwähnt*, sondern *müsst* *gebraucht* werden, so wie ja auch bei der Interpretation als Subjekt-Prädikat-Struktur (s. o.) das Prädikat »wahr sein, wenn Schnee weiß ist« *gebraucht* wurde. Wie soll dann aber noch die Relation im Zentrum der Definition hinsichtlich dieses Relatums metasprachlich sein, also eine Aussage über den Ausdruck machen?

Tarski selbst leugnet diese Metasprachlichkeit der Relation »ist wahr genau dann wenn« hinsichtlich des rechten Relatums [cf. Tar44:357sq]. Sein Gedanke kann leicht rekonstruiert werden unter Rückgriff auf eine Unterscheidung, die Kuno Lorenz' Artikel

¹³Die deutsche Sprache lässt durch die Verbletzstellung im Nebensatz diese Wortfolge ¹›Schnee weiß ist‹ in dieser isolierten Form regelwidrig erscheinen und ist natürlich syntaktisch kein vollständiger Satz. Dieser Umstand ist allerdings für Tarskis Gedankengang völlig unerheblich. Man kann sich das Beispiel ins Französische übersetzt denken, das die Verbletzstellung im Nebensatz nicht kennt und daher auch das angesprochene Problem nicht hätte.

zur »Äquivalenz« in der »Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie« entnommen werden kann. Er unterscheidet dort die Äquivalenz (\asymp) als metasprachliche Relation von dem aussagenlogischen Junktor der Äquijunktion (\leftrightarrow):

2/4 »Zu unterscheiden ist von dieser Relation [Äquivalenz \asymp] die oft »materiale Äquivalenz« genannte junktorenlogische Aussageverknüpfung der Äquijunktion [...], die genau dann wahr ist, wenn p und q zugleich wahr oder falsch sind. Logische Äquivalenz und Äquijunktion hängen so miteinander zusammen, daß $p \asymp q$ (das ist eine Aussage der zweiten Stufe, also eine Metaaussage) genau dann gilt, wenn $p \leftrightarrow q$ (das ist eine Aussage der ersten Stufe) logisch wahr ist.« [Loro4:150]

Wir werden uns im Folgenden an Lorenz' Sprachgebrauch orientieren, und unter Verknüpfung bzw. Junktion die Verbindung von Sätzen ohne *metasprachliche Distanznahme* verstehen. Bevor wir uns wieder Tarskis Beispiel zuwenden, sei hier eine Betrachtung eingeschoben, welche Lorenz' Unterscheidung so präzise wie möglich fassen soll. Dabei werden wir die metasprachliche Distanznahme wie folgt formalisieren: Ist ψ ein Satz der Sprachstufe n , so sei $\llbracket \psi \rrbracket$ der Satz » ψ ist wahr« der Sprachstufe $n + 1$. Auf Tarskis Beispiel angewendet:

(9) $\llbracket \text{Snow is white} \rrbracket =_{Def}$ »Snow is white« ist wahr

Die Wahrheitswerte beliebiger Sätze ψ und $\llbracket \psi \rrbracket$ sind offensichtlich stets gleich. In einer rein extensionalen Semantik, welche die Bedeutung eines Satzes mit seinem Wahrheitswert identifiziert, kann zwischen ihnen also kein Unterschied bestehen. Allenfalls ein intensionaler Unterschied könnte zwischen ihnen gemacht werden; denn einmal wird der Wahrheitswert in der Objekt-, das andere Mal in der Metasprache gegeben. Unter Verwendung dieses Operators, ist in Tabelle 1 der Unterschied zwischen metasprachlicher Äquivalenz und objektsprachlicher Äquijunktion in drei verschiedenen Formulierungen dargestellt. Diese machen klar, dass es sich bei der Äquivalenz insofern um eine Äquijunktion höherer Stufe handelt, als sie anstatt der Sätze p und q die Sätze » p ist wahr« und » q ist wahr« *verknüpft*; sie ist also auf der Ebene der Metasprache Äquijunktion!

	Traditionelle Formel	Paraphrase	Formel mit $\llbracket \rrbracket$
Äquijunktion	$p \leftrightarrow q$	p gdw. q	
Äquivalenz	$p \asymp q$	» p « ist wahr gdw. » q « wahr ist	$\llbracket p \rrbracket \leftrightarrow \llbracket q \rrbracket$

Tab. 1: Vergleich von Äquivalenz und Äquijunktion unter Verwendung des Operators metasprachlicher Distanznahme $\llbracket \rrbracket$.

In der Paraphrase der Äquivalenz ist die metasprachliche Distanznahme auf beiden Seiten des »gdw.« durch Anführung und den Ausdruck »ist wahr« bzw.¹⁴ geleistet. Auch in unserer Rekonstruktion von Gloys Interpretation (8) trat die metasprachliche Distanznahme in dieser Gestalt auf *beiden* Seiten auf. Genau diese beidseitige metasprachliche Distanznahme weist Tarski im zweiten, wie er selbst sagt »polemischen« Teil seines Aufsatzes, energisch zurück. Was er im Zentrum seiner Wahrheitsdefinition am Werk sieht ist vielmehr eine *Äquijunktion zwischen zwei Sätzen der Metasprache, von denen nur der linke durch metasprachliche Distanznahme aus der Objektsprache gebildet ist*. Unter Verwendung des Operators metasprachlicher Distanznahme kann man also Tarskis Beispiel wie folgt in seinem Sinne wiedergeben:

(10) [Snow is white] ↔ Schnee ist weiß.

Da die Äquijunktion ihrerseits keine metasprachliche Distanznahme durchführt gehört sie – und mit ihr die Definition als Ganzes – keiner höheren Sprachstufe an als ihre Argumente. Nach Tarskis eigener Auffassung muss und darf also – entgegen Gloys Interpretation – bei der Wahrheitsdefinition nicht auf eine Meta-Metasprache ausgewichen werden. Dies drückt Tarski mit folgenden Worten aus, die gegen einen (nicht namentlich genannten) Autor gerichtet sind, dessen angebliches Missverständnis demjenigen Gloys in den relevanten Aspekten¹⁵ entspricht:

2/5 »The author of the objection does not seem to realize that the phrase ‘if, and only if’ (in opposition to such phrases as ‘are equivalent’ or ‘is equivalent to’) expresses no relation between sentences at all since it does not combine names of sentences. In general, the whole argument is based upon an obvious confusion between sentences and their names« [Tar44:358]

Was Tarski hier als »is equivalent to« anspricht ist also die Äquivalenz im Sinne Lorenz’ (cf. 2/4^{S. 15}), die allein metasprachlich Distanz zu den Sätzen nehmen würde. *Die Äquijunktion »if, and only if« im Zentrum des Satzes hingegen verbindet nicht Namen für Sätze, sondern diese Sätze (Satzausdrücke) selbst*. Augenscheinlich ergibt sich hier schon für jeden, der mit elementarer Aussagenlogik vertraut ist, ein überaus pikantes Problem: Ist nicht die aussagenlogische Äquijunktion gerade dadurch definiert, dass sie wahr ist,

¹⁴Cf. zur Besonderheit der deutschen Wortstellung Fußnote 13 auf S. 14 »wahr ist«

¹⁵Im Gegensatz zu Gloys in sich schlüssiger Auffassung, ist der von Tarski kritisierte Satz [Satz (T’) Tar44:357] ungrammatisch in dem Sinne, dass das Setzen der Anführungszeichen versäumt wurde, so dass sich das nicht wohlgeformte Konstrukt ergibt: »Schnee ist weiß« ist wahr gdw. Schnee ist weiß wahr ist.

wenn beide ihrer Junkta wahr sind? Wie soll sie dann noch ohne metasprachliche Distanznahme zu diesen Junkta interpretiert werden? Da Tarskis Aussagen zu diesem Problem überaus instruktiv sind, scheint hier ein ausführlicher Auszug gerechtfertigt:

2/6 »It is undoubtedly the case that a strictly deductive development of logic is often preceded by certain statements explaining the conditions under which sentences of the form ‘if p, then q,’ etc., are considered true or false. (Such explanations are often given schematically, by means of the so-called truth-tables.) However, *these statements are outside of the system of logic, and should not be regarded as definitions of the terms involved.* They are not formulated in the language of the system, but constitute rather special consequences of the definition of truth given in the meta-language. Moreover, these statements do not influence the deductive development of logic in any way. *For in such a development we do not discuss the question whether a given sentence is true, we are only interested in the problem whether it is provable.*

On the other hand, the moment we find ourselves within the deductive system of logic — or of any discipline based upon logic, e. g., of semantics — *we either treat sentential connectives as undefined terms, or else we define them by means of other sentential connectives, but never by means of semantic terms like ‘true’ or ‘false.’*« [Tar44:357]

Das hier Ausgesagte ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert; bedeutet es doch, dass die Äquijunktion ohne metasprachliche Distanz zu ihren Junkta ist, solange auf ihre Interpretation verzichtet wird! Sobald hingegen gefragt wird, was die Äquijunktion *bedeutet*, d. h. wann sie *wahr* ist, tritt sie zu ihnen in metasprachliche Distanz. Ihre Bedeutung wird dann nämlich wieder in einer Metasprache (durch Wahrheitstafeln) gegeben. Für Tarskis Wahrheitstheorie, so wie er selbst sie versteht, hat dies folgende sonderbare Konsequenz: Derjenige Satz, in welchem die Bedeutung eines anderen Satzes festgelegt werden soll, ist selbst ohne Bedeutung. Er beansprucht selbst keine Wahrheit. Durch Verzicht auf eine Interpretation reduziert sich seine Aussage auf die Erlaubnis beide Junkta in beliebigen aussagenlogischen Kontexten zu vertauschen, *ohne* dass man hinzufügen könnte:»unter Erhaltung des Wahrheitswertes«! Es wird nur eine Aussage über die Zeichen getroffen, nicht über deren Verhältnis zur Wirklichkeit, d. h. deren Wahrheitswerte.

Die Ursache von Gloys »Missverständnis« entspringt dem m. E. zutiefst gerechtfertigten Bedürfnis, einem Satz, der die Bedeutung eines anderen festlegen soll, seinerseits eine Bedeutung zu geben, also zu fragen unter welchen Bedingungen er wahr sei (nämlich dann, wenn die Junkta wahr sind). Tarski im Gegenzug fragt nicht nach der *Wahrheit* der Wahrheitsdefinition, sondern nach deren *Beweisbarkeit*. Beweisbarkeit aber ist in formalen Systemen einzig und allein eine Frage der geregelten, aber uninterpretierten Zeichenmanipulation; darin besteht gerade ihre Formalität. Nur unter dieser Einschränkung kann er auf die metasprachliche Distanznahme verzichten. Dass ein solcher Ansatz

wegen seiner inhaltlichen Leere philosophisch unbefriedigend bleiben muss, ist eine Auffassung, die auch die Quintessenz von Gloys Kapitel über Tarski darstellt.

Im Gegenzug kann ein entscheidendes Defizit von Gloys Ansatz hier nicht ausgeräumt werden; und zwar der bereits erwähnte Umstand, dass in ihrer Interpretation (8) das rechte Relatum der Wahrheitsdefinition in metasprachlicher Distanznahme steht, also – unter strikter Anwendung des Prinzips der semantischen Offenheit – lediglich erwähnt wird. Damit fehlt aber jede direkte Bezugnahme auf den durch den Satz bezeichneten Sachverhalt. An irgend einer Stelle der Wahrheitsdefinition muss aber der Bezug zu einer bestimmten Wirklichkeit hergestellt werden; es ist ja gerade die Aufgabe der Wahrheitsdefinition, den objektsprachlichen Satz auf die Wirklichkeit zu beziehen, die als seine Bedeutung festgelegt werden soll. Dann aber müsste das rechte Relatum *gebraucht* werden. Um in diesem überaus wichtigen Punkt zu voller Klarheit zu gelangen, muss man sich bewusst machen, dass in einer Teildefinition der Wahrheit die bekannte Referenz des rechten Relatums auf das linke Relatum übertragen werden soll, dessen Referenz noch unbekannt **Welche Bedeutung hat hier das zeitliche »noch«** ist. Dabei scheint es erforderlich sowohl über beide diese Relata zu sprechen, als auch über die gemeinsame Referenz auf die sie bezogen werden sollen. Das rechte Relatum, dessen Referenz allein bekannt ist, muss also gewissermaßen *gleichzeitig auf sich selbst und auf seine übliche Referenz referieren*. Es muss zugleich gebraucht und erwähnt werden. Andernfalls würde keine Verbindung zu einem bestimmten Sachverhalt hergestellt. Wir erfahren dann zwar, dass »Snow is white« und »Schnee ist weiß« den selben Sachverhalt ausdrücken, nicht aber, dass es sich dabei um den Sachverhalt handelt, dass Schnee weiß ist. Der Bezug zur Wirklichkeit würde dann zwar hergestellt, aber es wäre keine bestimmte Wirklichkeit (Wir werden dieses Problem bei der Diskussion der Identität als Koreferenz (2.7) wieder aufgreifen). Wir haben aus Tarskis Theorie nun die nötigen Elemente herausgearbeitet, um im Folgenden zu verstehen, wie Reichenbach die Theorie Tarskis, die sich genuin auf Sätze bezieht in gewandelter Form auf das Verhältnis zwischen Wörtern und ihren Referenzen anwendet.¹⁶

¹⁶Es ist anzunehmen, dass Tarski eine solche Anwendbarkeit selbst gesehen hat, da er unter die semantischen Begriffe neben den von ihm behandelten › wahr ‹ und › falsch ‹ noch diejenige des Bezeichnens [cf. Tar44:345] aufnimmt.

2.4 Sprachstufenmischung bei Reichenbach

Bereits an sehr früher Stelle seines Lehrbuchs, nimmt Reichenbach bestimmte Wörter vom Prinzip der semantischen Offenheit aus und begründet diese Ausnahme mit der Notwendigkeit, in semantischen Festlegungen, ähnlich denen Tarskis, die Sprachstufen zu *mischen*:

2/7 »Many of the words of the metalanguage will correspond to words of the object language, such as the words ‘and’, ‘is’. Words which occur in different languages in similar meanings are called ‘ambiguous as to level of language’. [...] In another conception these words are regarded as identical with those of the object language; *the metalanguage then is conceived as a mixture of words of the first and the second level*. This conception appears preferable because such mixed sentences cannot be completely dispensed with [...].« [ESL:10sq]

Als Beispiel für einen solchen »gemischten Satz« führt Reichenbach dann den folgenden an:

⟨11⟩ »Peter« bezeichnet Peter. [cf. ESL:11]

In einem solchen Satz erfüllt die Metasprache das, was Reichenbach ihre semantische Funktion nennt; sein Schema ist daher das wortbezogene Äquivalent desjenigen der satzbezogenen Schnee-Aussage ⟨10⟩ bei Tarski. Reichenbach sagt zwar, in ihm gehöre das zweite Wort »Peter« der Objektsprache an [cf. ESL:11], was suggeriert, dass die im Satz *gebrauchten* Wörter wirklich verschiedenen Sprachstufen angehören und somit der Satz als ganzer – anders als bei Tarski – keiner von ihnen eindeutig zuzuordnen ist. Ich bezweifle allerdings, dass dies hier Reichenbachs Auffassung ist. Selbst wenn sie es sein sollte, so ist die Einführung einer Mischung in *diesem* Sinne hier doch nicht erforderlich. Ich gehe daher im Folgenden davon aus, dass Reichenbach bestenfalls einen Objektgebrauch der Metasprache von ihrem metasprachlichen Gebrauch unterscheidet, insofern eine Metasprache immer mächtiger¹⁷ ist als ihre Objektsprache(n) und also auch auf außersprachliche Objekte referieren kann. Wenn es auch in diesem Sinne nicht zu einer Mischung der Sprachstufen kommt, so ist dies in einem anderen Sinne doch sehr wohl der Fall, insofern die Wörter eines Satzes wie ⟨11⟩ auf *Objekte verschiedener Sprachstufen*¹⁸ referieren.

¹⁷Cf. [Tar36:399]

¹⁸Dieser Auffassung, nach auch Zeichen als Objekte anzusehen sind, wird sich der folgende Abschnitt (2.5) widmen.

Dieser wird am ehesten fasslich, indem man den Satz als das wortbezogene Analogon zu Tarskis satzbezogenen Semantikaussagen analysiert. Schon auf den ersten Blick ist eine ähnliche asymmetrische metasprachliche Distanznahme zu erkennen, die im vorigen Abschnitt bei Tarski ausführlich Gegenstand war (cf. vor allem Satz [\(10\)](#)). Eine eingehendere Betrachtung wirft jedoch im Detail einige Fragen auf. Zunächst wäre ein Äquivalent des Operators metasprachlicher Distanznahme $\llbracket \]$ zu suchen. Wie dessen wortbezogenes Äquivalent auszusehen hat wird leichter ersichtlich, wenn wir den Satz [\(11\)](#) wie folgt ohne semantische Einbußen in einen Identitätssatz umformulieren:

[\(12\)](#) Die Referenz von »Peter« ist Peter.



[\(12\)'](#) $\llbracket \text{Peter} \rrbracket = \text{Peter}$

Ganz wie im Fall des Satzes [\(10\)](#) wird hier vom linken Glied die Referenz mit metasprachlicher Distanznahme gegeben, vom rechten hingegen direkt; Der Operator $\llbracket \]$ leistet hier insofern das gleiche wie zuvor, als die Referenzen von »Peter« und »Die Referenz von »Peter«« eben so auf das selbe referieren, wie »Schnee ist weiß« und »»Schnee ist weiß« ist wahr«. Die Identität erfüllt hier also die gleiche Funktion, die im vorherigen Abschnitt dem Junktor \leftrightarrow zufiel. Unsere Umformulierung unterscheidet sich vom Ausgangssatz also nur dadurch, dass die metasprachlich Distanz nehmende und jungierende Komponente des Verbs »bezeichnen« getrennt sind.

Schlüsselt man den Satz in dieser Weise auf, so ergibt sich für die Relation »bezeichnet« eine höchst bemerkenswerte Eigenschaft: Während ihr erstes Argument auf ein sprachliches Objekt Bezug nimmt, ist die zweite Konstituente ein außersprachliches (ein »absolutes«, nach Reichenbach), nämlich Peter. Ich werde im Folgenden solche Funktionen, deren Definitionsbereich aus Tupeln von Ausdrücken verschiedener Sprachstufen besteht als *heterogen* bezeichnen. Die Relation des Bezeichnens ist offensichtlich in diesem Sinne heterogen.

2.5 Homogene Sprachrelation und Objektanführung

Ein Spezifikum von Reichenbachs Begriff der Metasprachlichkeit lässt sich am besten ausgehend von einer Tabelle fassen, in welcher er verschiedene Ebenen der Bezugnahme unterscheidet (cf. Tab. [2](#)). Reichenbach nimmt eine mengenmäßig verfasste Welt diskreter Objekte und Tatsachen an, welcher er die Ebene Null zuordnet: »We consider physical objects as constituting the zero level; they may be called objects in the absolute sense,

<i>Objects</i>	<i>Object language</i>	<i>Metalanguage</i>
	bird thing	'bird' word, name
	the bird flies a_1 situation	'the bird flies' ' a_1 ' sentence, proposition
	a	' a ' propositional variable
		'the bird flies' is true α_1
		α

Tab. 2: Sprachstufen nach Reichenbach [Aus [ESL:15](#)]

and the corresponding object language then is the *absolute object language*« [[ESL:14](#)]. Diese Ebene wird in der Tabelle durch Abbildungen realer Objekte angedeutet. Da dieser Versuch einer Andeutung für unsere Untersuchung von Bedeutung sein wird, wollen wir ein wenig näher darauf eingehen.

Im Sommer 1945 kam es beim Betrieb des Mark II, eines der ersten digitalen Computer, zu einer Störung. Das damals noch mechanische Rechenwerk wurde daraufhin untersucht und man fand in einem der Relais eine Motte, zerdrückt vom Relais-Kontakt. Grace Hopper, leitende Programmiererin des Mark II, überliefert die Anekdote, diese Motte sei daraufhin mit Klebeband in das Logbuch des Projekts geheftet worden mit dem Vermerk: »First actual bug found«¹⁹ [cf. [bug](#)]. Hätte Reichenbach in ähnlicher Weise die Möglichkeit gehabt, anstelle der Zeichnungen mit jedem Exemplar der »Elements of Symbolic Logic«, in der Tabelle fixierte, echte Vögel auszuliefern, so hätte er wohl von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Denn wenngleich die ikonisch-idealisierte Abbildung von Vögeln (bzw. ihrem Flug) in einem weniger arbiträren Bezeichnungsverhältnis zu echten Vögeln steht als das Wort »bird«, so bleibt doch immer noch der Abstand einer Bezugnahme zwischen der Abbildung und der durch sie abgebildeten Wirklichkeit. Es gibt zu denken, dass Reichenbach die Semantik der von ihm entwickelten Logiksprache unter Rekurs auf eine nichtsprachliche Bezugsweise veranschaulicht. Wir werden in

¹⁹Das englische Wort »bug« bezeichnet im Informatiker-Jargon einen Programmfehler.

Abschitt darauf zurückkommen, dass die Grenzen einer Bezugsweise aus systematischen Gründen einer anderen Bezugsweise bedürfen.

Wie genau Reichenbach sich die Einführung von Sprache überhaupt vorstellt, geht aus einer auf den ersten Blick etwas kuriosen Überlegung hervor, die er in dem selben Abschnitt anstellt. So erwägt er nämlich die Möglichkeit, Wörter der Objektsprache analog zur Ableitung von Ausdrücken der Metasprache durch *Anführung von Objekten* zu bilden. So könnte man anstelle des Wortes »Sand« auch wirklichen Sand auf das Papier kleben und es in Anführungszeichen setzen um damit zu kennzeichnen, dass es sich nicht um zufällig dort befindlichen Sand handle, sondern um ein Wort für Sand [cf. [ESL:10](#)] Der einzige Grund, ein solches Vorgehen zu verwerfen liegt für Reichenbach in den damit verbundenen praktischen Schwierigkeiten; und nur aus diesem Grund wird die Methode der Anführung auf den Fall beschränkt, metasprachliche Zeichen von Zeichen der Objektsprache abzuleiten. Man mag von der Idee einer »Objektanführung« halten was man will, eines macht sie doch sehr deutlich: *Reichenbach will die Beziehung der Metasprache auf die Objektsprache exakt in der gleichen Weise verstanden wissen wie die Beziehung der absoluten Objektsprache auf die Wirklichkeit*. Naturgemäß verfügt jedoch die absolute Objektsprache über keinerlei semantisches Vokabular, da ihr Objektbereich keine Zeichen umfasst. Darüber hinaus bekräftigt dieser Gedankengang noch einmal den semantischen Physikalismus (cf. [2.1](#)), demzufolge Zeichen sich nicht grundsätzlich von jenen Objekten unterscheiden, auf die sie sich beziehen. Es ist im Folgenden zu zeigen, dass ein so verstandener Physikalismus, nicht in seiner vollen Radikalität haltbar ist; dass vielmehr die Erklärung bestimmter Gegenstände zu Zeichen, eine Spaltung in die Gesamtmenge der Gegenstände einführt. Es ist diese Spaltung auf welche die geforderte Trennung von Objekt- und Metasprache (cf. [2.2](#)) hinausläuft, die wir nun genauer und insbesondere hinsichtlich ihrer Motivation zu betrachten haben, da die Aufhebung dieser Spaltung auf sprachlichem Wege in Paradoxien führen muss.

2.6 Selbstbezüglichkeit und ihre Vermeidung

2.6.1 Sprache und Weltspaltung

Reichenbach fasst, wie wir gesehen haben, die Beziehung der Meta- auf die Objektsprache in der gleichen Weise wie diejenige, in welcher die Objektsprache zu den absoluten Objekten steht. Dies scheint auf den ersten Blick eine geradezu logische Konsequenz des radikalen semantischen Physikalismus zu sein. Denn wenn sprachliche Zeichen im Prinzip

keine anderen Objekte sind als etwa Vögel, so muss auf sie natürlich in gleicher Weise Bezug genommen werden können wie wir auch auf Vögel Bezug nehmen. Vor diesem Hintergrund erscheint es dann allerdings fragwürdig, im Sinne der semantischen Offenheit (cf. 2.1) eine von der Objektsprache verschiedene Metasprache einzufordern, wann immer auf erstere Bezug genommen werden soll: Indem nämlich ein beliebiges Objekt zu einem semantisch offenen, d. h. zu einem Zeichen für *andere* Objekte erklärt wird (Objektanführung), hört es seinerseits auf, ein Objekt zu sein, das in der Sprache, der es als Zeichen angehört, bezeichnet werden könnte; m. a. W. *die Einführung von Sprache spaltet so den Grundbestand an Dingen, den wir als Urmenge bezeichnen können, in zwei Teile*: Den Zeichenbestand der Objektsprache und denjenigen Objektbereich, über den in dieser Objektsprache quantifiziert werden soll. Diese mit der Objektsprache eingeführte Trennung wird durch Rekurs auf eine Metasprache nicht aufgehoben, sondern nur anders gezogen. Es werden – physikalistisch gesprochen – neue Objekte erzeugt²⁰, die nun ihrerseits als Zeichen deklariert auf die Objekte Bezug nehmen können, die in der Objektsprache als Zeichen fungierten. Die Spaltung der Objekte in bezeichnende und bezeichnete bzw. bezeichnenbare wird dabei allerdings nicht aufgegeben. Eine wesentliche Folge dieses Verhältnisses ist, *dass in einer semantisch offenen Sprache auf die ursprünglich angenommene Grundgesamtheit von Objekten, die wir oben als Urmenge bezeichnet haben, gar nicht mehr Bezug genommen werden kann*. Denn über die in ihr als Zeichen verwendeten Objekte darf sie nicht mehr sprechen, womit die größte Menge an Objekten, über die in ihr quantifiziert werden kann, schon bei ihrer Konstruktion eingeschränkt wurde – eine Einschränkung, hinter die innerhalb der konstruierten semantisch offenen Sprache nicht mehr zurückgegangen werden kann.

²⁰Die Frage ist freilich, wie derartige Objekte wirklich erzeugt werden sollen. Da ja selbst die Drucker-schwärze schon vorhanden ist, bevor sie auf das Papier aufgetragen wird. Wollte man bereits vorhandene Objekte durch Anführung zu Zeichen umdeklarieren bekäme man hingegen ein Zirkularitätsproblem, weil ja ein Objekt (etwa ein Häufchen Sand wie unter cf. 2.5, das bisher in den Bereich der Objektsprache gehörte nun zu einem Zeichen der Metasprache wird). Wird nun die Möglichkeit der Bezugnahme auf dieses metasprachliche Zeichen durch die Objektsprache aufrechterhalten, so ergibt sich die zirkelhafte Struktur, dass Objektsprache und Metasprache sich wechselseitig aufeinander beziehen. Gibt man die objektsprachliche Beziehung hingegen auf, wird zumindest der Quantifikationsbereich der Objektsprache verändert, womit sich die Frage ergibt, ob man sich noch auf die gleiche Sprache bezieht. Grundsätzlich scheint es etwas Willkürliches an sich zu haben, es der Objektsprache zu verbieten, sich gerade auf *dieses* Häufchen Sand zu beziehen.

2.6.2 Die Grelling-Nelson-Paradoxie der heterologischen Worte

Wir haben uns nun der eigentlichen Motivation für die Forderung nach semantischer Offenheit zuzuwenden, die – wie Kennern der Materie bekannt sein dürfte – auf die *Vermeidung semantischer Paradoxien der Selbstbezüglichkeit* abzielt. Unter den von Reichenbach behandelten Paradoxien, werden wir im Folgenden die unter dem Namen ihrer Entdecker bekannte *Grelling-Nelson-Paradoxie der heterologischen Worte* genauer behandeln. Wegen ihrer Verschwisterung mit Russells Paradoxie und derjenigen des Lügners, werden wir (wie auch Reichenbach) ihre Darstellung mit den beiden anderen Paradoxien kontrastieren.

Die Grelling-Nelson-Paradoxie kann beschrieben werden als ein wortbezogenes Äquivalent der satzbezogenen Lügnerparadoxie, die Tarskis Wahrheitstheorie zu umgehen versucht (cf. [3](#)^{S. 11}).²¹ Dementsprechend sind es hier nicht Sätze, sondern Wörter, die sich auf sich selbst beziehen. Grelling und Nelson teilen Wörter in zwei Klassen ein: autologische und heterologische. Heterologische Wörter drücken dabei Merkmale aus, die ihnen selbst nicht zukommen. Das Wort »schwer« ist selbst nicht schwer, das Wort »lang« ist nicht lang. Hingegen das Wort »kurz« ist selbst kurz und das Wort »dreisilbig« ist selbst dreisilbig; beide tragen das Merkmal, das sie ausdrücken und *bezeichnen sich selbst: sie sind autologisch*. Die Paradoxie ergibt sich nun, wenn wir fragen, in welche der zwei Klassen das Wort »heterologisch« gehört. Nehmen wir an, es sei autologisch. Dann müsste es, da es Heterologizität ausdrückt, selbst heterologisch sein, was der Annahme direkt widerspricht. Nehmen wir hingegen an, das Wort »heterologisch« sei selbst heterologisch, so hätte es das Merkmal, das es ausdrückt, wäre also autologisch, was ebenso der Annahme widerspricht. In jedem Fall ergibt sich eine Paradoxie da die Disjunktion autologisch–heterologisch vollständig ist, das Wort »heterologisch« sich aber keiner der beiden Klassen zuordnen lässt.

Wenngleich die Grelling-Nelson-Paradoxie ihrer semantischen Natur nach der Lügnerparadoxie nahe steht, so entspricht ihre Struktur eher derjenigen von Russells Mengenparadoxie. Statt von Mengen, die sich selbst enthalten, entsteht die Grelling-Nelson-Paradoxie durch Wörter, die sich selbst bezeichnen. Dass die Typentheorie, die Selbstbezüglichkeit für Mengen bzw. deren charakteristische Funktionen verbietet,²² dennoch

²¹Unsere Darstellung folgt derjenigen Reichenbachs [[ESL:220](#)].

²²Es sei eine Minimaldarstellung der Typentheorie, die dem Lehrbuch zu »Computerlinguistik und Sprachtechnologie« folgt [cf. [EE09:53sqq](#)]: Die Typentheorie teilt zunächst sprachliche Ausdrücke in zwei Kategorien (Grundtypen) ein, die nicht-funktionalen Ausdrücken zukommen: Diese sind der Typ

keine Lösung für die Grelling-Nelson-Paradoxie liefert, sieht Reichenbach in seinem semantischen Physikalismus (cf. 2.1) begründet:

2/8 »Words or sentences, are physical things and cannot be said to be of a higher type; thus when a predicate is said to pertain to the name expressing it such a conception does not violate the rule of types.« [ESL:222]

Was wir oben (p. 2.6.1) als »Urmenge« bezeichnet haben, umfasst bezeichnende und bezeichnenbare Objekte gleichermaßen. Wollen wir auf sie Bezug nehmen, so ist dies nur unter Inkaufnahme einer Selbstbezüglichkeit möglich: *Der Ausdruck »physisches Objekt« ist selbst ein physisches Objekt, er ist autologisch.* Gleichermaßen müsste in einer universellen (semantisch geschlossenen) Sprache das Wort »heterologisch« sowohl verwendet als auch bezeichnet werden können. Nur in einer solchen Sprache also kann die Grelling-Nelson-Paradoxie konstruiert werden. Das Prinzip der semantischen Offenheit soll daher – analog der Typentheorie, welche die universelle Menge unkonstruierbar macht – den unbeschränkten Zugriff auf diese Urmenge verhindern:

2/9 »Both the theory of types and the theory of levels of language include, therefore, a restriction concerning the construction of totalities. They require that the word ‘all’ be used with specific precautions. We can speak only of all things of the same type, or of all expressions of a certain language. The universal class [...] must therefore be regarded as the class including all things of the zero type, namely, all physical things. For properties of the first type we must construct another universal class, and so on for other types. Similarly, we cannot speak about all languages. The language in which we speak will always be one level higher than the highest language spoken about.« [ESL:223]

In einem durchaus wichtigen Punkt widerspricht dieser Passus dem zuvor zitierten (2/8). Reichenbach behauptet hier nämlich, die universelle Klasse der Objektsprache, also die Grundgesamtheit, über die in ihr quantifiziert werden kann, umfasse »alle physischen Objekte«. Nun sollen aber im Sinne des semantischen Physikalismus, der ja in Zitat 2/8 als eine Ursache der Paradoxie ausgemacht wurde, alle Zeichen dieser Objektsprache ihrerseits ebenso physische Objekte sein. Dann aber wäre die *Totalität* der in der Objektsprache bezeichnenbaren Objekte gerade nicht in dem Maße eingeschränkt, wie es zur

von Eigennamen e (engl. entity) und der Typ von Sätzen t (engl. truth value). Der Typ eines jeden funktionalen Ausdrucks wird nun als geordnetes Paar der Typen seiner Definitions- und Wertemenge angegeben. Ein einstelliges Prädikat wie »schlafen« hat dann den Typ $\langle e, t \rangle$, weil es für einen Eigennamen (Typ e) als Argument einen Satz (Typ t) als Wert liefert. Eine Metafunktion, die eine einstellige Funktion wie schlafen als Argument nimmt und einen Satz als Wert liefert, hätte dementsprechend den Typ $\langle \langle e, t \rangle, t \rangle$. Auf diese Weise ist garantiert, dass eine Funktion stets von höherem Typ ist als ihr Argument.

Vermeidung der Paradoxie erforderlich wäre. Will man nun den semantischen Physikalismus nicht aufgeben indem man Zeichen eine wie auch immer geartete nicht-physische Natur zuerkennen würde, so bleibt als einziger Ausweg nur die Spaltung der Urmenge, die bereits unter 2.6.1 behandelt wurde. Die Konsequenz besteht freilich darin, dass in einer konsistenten, semantisch offenen Sprache nicht länger über alle physischen Objekte gesprochen werden kann. *Widerspruchsfreiheit ist innerhalb des semantischen Physikalismus nur um den Preis von Universalität zu erreichen.*

2.6.3 Sprachstufenregress und Umgangssprache

Bevor wir uns Reichenbachs Identitätsbegriff zuwenden, ist an dieser Stelle eine Überlegung Tarskis vorzutragen, welche die notwendige Begrenztheit des Prinzips der semantischen Offenheit in zweifacher Hinsicht aufzeigen soll. Zunächst nämlich stellt sich die Frage, in welcher Sprache das Prinzip der semantischen Offenheit selbst formuliert werden soll? Muss man nicht, um den Gebrauch des Wortes »Urmenge« zu verbieten, gerade dieses Wort gebrauchen?²³ Nun ist es zwar so, dass Reichenbach einen Begriff wie Urmenge wenigstens in den »Elements of Symbolic Logic« an keiner Stelle gebraucht; sein inkonsistenter Gebrauch des Begriffs des physischen Objekts zeigt aber, dass auch er diese Urmenge wenigstens andeuten muss, um sie einzuschränken. Nach Reichenbachs eigener Aussage, gebraucht er beim Aufbau seines Begriffs von Metasprachlichkeit die Umgangssprache [cf. ESL:13 Fn.]. Diese ist als nicht-formale Sprache dem Prinzip der semantischen Offenheit nicht unterworfen, sondern semantisch geschlossen, sie ist in einem Sinne universal zu nennen, der die Konstruierbarkeit der Paradoxien unausweichlich macht. Alfred Tarski selbst hat diesen Umstand in einer Weise benannt, der in puncto Klarheit nichts hinzuzufügen ist. Er soll daher hier selbst zu Wort kommen:

2/10 »Ein charakteristisches Merkmal der Umgangssprache (im Gegensatz zu verschiedenen wissenschaftlichen Sprachen) ist ihr Universalismus: es wäre mit dem Geiste dieser Sprache unvereinbar, wenn in irgend einer anderen Sprache Worte oder Ausdrücke auftreten würden, die man nicht in die Umgangssprache übersetzen könnte; ›wenn man überhaupt über irgend etwas sinnvoll sprechen kann, so kann man darüber auch in der

²³Ich widerstehe hier nicht der Versuchung, ein analog gelagertes Problem von Kants Projekt der Vernunftkritik wenigstens zu erwähnen. In den »Prolegomena« nämlich, weist Kant darauf hin, dass wir, um den Begriff der Noumena als leer zu erweisen, uns dieser Begriffe doch bedienen müssen: »Wenn wir mit dem Verbot, alle transscendente Urtheile der reinen Vernunft zu vermeiden, das damit dem Anschein nach streitende Gebot, bis zu Begriffen, die außerhalb dem Felde des immanenten (empirischen) Gebrauchs liegen, hinauszugehen, verknüpfen: so werden wir inne, daß beide zusammen bestehen können, aber nur gerade auf der Grenze alles erlaubten Vernunftgebrauchs; denn diese gehört eben so wohl zum Felde der Erfahrung, als dem der Gedankenwesen;« [Prol:A 174] [AA:IV 356f]

Umgangssprache sprechen«. *Dieser universalistischen Tendenz der Umgangssprache* in Bezug auf semantische Untersuchungen folgend, müssen wir konsequenterweise in die Sprache neben ihren beliebigen Aussagen und anderen Ausdrücken auch die Namen dieser Aussagen und Ausdrücke, weiterhin die Aussagen, welche diese Namen enthalten, ebenso solche semantische Ausdrücke wie ›wahre Aussage‹, ›Name‹, ›bezeichnen‹ usw. aufnehmen. Andererseits ist eben dieser Universalismus der Umgangssprache im Gebiete der Semantik vermutlich die wesentliche Quelle aller sog. semantischen Antinomien, wie der Antinomie des Lügners oder der heterologischen Worte; diese Antinomien scheinen einfach ein Beweis dafür zu sein, dass sich auf dem Boden jeder Sprache, welche im obigen Sinne universal wäre und für welche hiebei die normalen Gesetze der Logik gelten sollten, ein Widerspruch ergeben muss.« [Tar36:278/18]

Das mit Tarski vorgetragene Argument erweist die Notwendigkeit, für die Formulierung des Prinzips der semantischen Offenheit auf die Umgangssprache zurückzugreifen, nur unter der Prämisse, dass beim Verbot des Begriffs ›Urmenge‹, eben dieser Begriff verwendet werden muss.

Auch wenn ich wenig Hoffnung sehe, das Verbot ohne diesen Begriff zu formulieren, sei hier ein weiteres Argument vorgetragen, das für den Identitätsbegriff von noch größerer Wichtigkeit sein wird. Stellen wir zunächst fest, dass das Prinzip der semantischen Offenheit rekursiven Charakter hat: Die Objektsprache der Stufe 1 verhält sich zur Stufe 0 der absoluten Objekte genau so, wie die Metasprache der Sprache 2 zur Objektsprache der Stufe 1 usw. ins Unendliche (cf. 2/2^{S.12}). Für diesen *infiniten Sprachstufenregress* gibt das Prinzip der semantischen Offenheit das Bildungsprinzip an. Nennen wir dieses Bildungsprinzip, also das Verhältnis, in welchem eine Sprache der Stufe n zur Stufe $n - 1$ steht, die Relation der Metasprachlichkeit. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt noch einmal die Formulierung des Prinzips der semantischen Offenheit aus Zitat 2/9 S. 25:

(13) [...] we cannot speak about *all* languages. The language in which we speak will always be one level higher than the highest language spoken about.[ESL:223]

Spricht dieser Satz seinerseits über alle Sprachen, oder nicht? Wenn er es tut, so spricht er auch über sich selbst bzw. die Sprache, in der er formuliert ist und widerspricht also gerade dem, was er behauptet. Spricht er nicht über alle Sprachen, so entspricht er zwar dem, was er fordert, kann dies aber nicht von allen Sprachen fordern. Er muss dann neben den semantisch offenen Sprachen mindestens eine annehmen, in denen über alle Sprachen gesprochen werden kann, die wie die Umgangssprache semantisch geschlossen ist – und nur in dieser Sprache kann er selbst formuliert sein. Allerdings in einer restringierten Form, die diese Sprache ausnimmt.

Einige Betrachtungen über dieses Regressproblem sind hier am Platze, um erstens weiteres Licht in dieses spezielle Verhältnis zu bringen, aber auch um ein wichtiges Strukturmerkmal solcher Regresse aufzuzeigen. Wie in m. E. allen Regressen – wenigstens allen, die in dieser Arbeit Gegenstand werden – erzeugt in ihm ein einheitliches Bildungsprinzip eine potentiell unendliche Anzahl von Regressstufen. Wenigstens für den hier vorliegenden Regress sollte aufgewiesen sein, *dass die Einsicht in das Bildungsprinzip des Regresses nicht auf einer der Regressstufen geleistet werden kann*. Die Relation der Metasprachlichkeit kann nicht an eine einzelne offene Sprache gebunden sein. Entweder kommt also diese Relation in keiner der semantisch offenen Sprachen vor oder aber sie ist in allen die gleiche. In letzterem Fall wäre das Prinzip der semantischen Offenheit zumindest aufgeweicht – und eben dies wird sich bei Reichenbach anhand des Begriffes zeigen, der seinen Anschluss an Fichte ermöglichen wird: Dieser Begriff ist derjenige der Identität.

2.7 Identität als Koreferenz

Obwohl oder gerade weil²⁴ er Identität für einen logisch primitiven, also nicht aus noch einfacheren Begriffen zusammengesetzten Begriff hält, widmet Reichenbach sich seiner Betrachtung erst an späterer Stelle seines Lehrbuchs (§ 43). Bei seiner Einführung greift er zunächst auf eine Definition aus den »Principia Mathematica« [RW13:I177, Satz 13.1] zurück:²⁵

$$\langle 14 \rangle \quad \overbrace{(x = y)}^{\text{Definiendum}} =_{Df} \overbrace{\forall F (F(x) \leftrightarrow F(y))}^{\text{Definiens}}$$

Das Definiens quantifiziert hier über alle Prädikate F , von denen ausgesagt wird, dass ein jedes x zukommende Prädikat auch y zukommen muss. Genau in diesem Fall sind x und y identisch. Dementsprechend paraphrasiert Reichenbach oben stehende Formel wie folgt:

$$\langle 15 \rangle \quad \text{Two things are identical, if they correspond in all properties. [ESL:§ 43 241]}$$

²⁴Bei der transzendentalen Betrachtung primitiver, ursprünglicher Begriffe (cf. 3.1) wird sich zeigen, dass diese unweigerlich erst Gegenstand werden können nachdem sie immer schon bei der Entwicklung des Systems eingesetzt worden sind. Tatsächlich ist also hier »weil« die angemessene Konjunktion.

²⁵Die Notation der vorliegenden Arbeit wurde vereinheitlicht, so dass sie aus anderen Quellen übernommene Formeln nicht in den einzelnen Zeichen, wohl aber der Semantik nach exakt wiedergibt.

Diese Paraphrase sei jedoch seltsam (»awkward«), und zwar aus einem Grund, dessen klassische Formulierung wir Wittgensteins Tractatus entnehmen können: »Von zwei Dingen zu sagen, sie seien identisch, ist ein Unsinn, und von Einem zu sagen, es sei identisch mit sich selbst, sagt gar nichts« [Tlp:5.5303]. Entsprechend dem ersten Teil dieser Behauptung macht Reichenbach sich selbst den Einwand: »in a predication of identity, we cannot speak of two things« [ESL:§ 43 241]. Eine »korrekte Interpretation« wird daher die Rede von zwei Objekten vermeiden müssen. Dies gelingt laut Reichenbach durch Verwendung der Metasprache, die folgende Formulierung erlaubt:

⟨16⟩ **Identität als Koreferenz:** »Two *symbols* denote the same *thing* if any of two corresponding sentences, which contain these symbols in corresponding places, have equal truth-values.« [ESL:§ 43 241]

Beim Vergleich der Formel mit den beiden Paraphrasen fällt auf, dass alle drei Sätze die *Form einer Gleichung* haben: Es kann kaum ein Zweifel daran bestehen, dass die Konjunktion »if« das Definitionszeichen »= Df « aus Formel ⟨14⟩ wiedergeben soll. Der Ausdruck links des »if« bzw. »= Df « wird per definitionem mit demjenigen rechts davon gleichgesetzt.²⁶ Dabei soll jeweils der linke Teil, das Definiendum, durch den rechten, das Definiens, mit einer Bedeutung versehen werden. Dabei fällt auf, *dass sich die Paraphrasen nicht nur hinsichtlich des Definiens sondern auch hinsichtlich des Definiendums unterscheiden*. Dies überrascht deshalb, weil es ja in beiden Fällen um die Definition des gleichen Ausdrucks gehen soll, nämlich des »($x = y$)« aus Formel ⟨14⟩. Während es in ⟨15⟩ um die *Identität zweier Gegenstände* geht, definiert ⟨16⟩ den Begriff der *Koreferenz* (»equisignificance«) zweier *Zeichen*. Es ist also überaus fraglich, ob in Paraphrase ⟨16⟩ wirklich von dem selben Begriff die Rede ist, der in ⟨14⟩ und ⟨15⟩ definiert werden sollte.

In ⟨16⟩ entspricht die im Definiendum ausgesagte Gleichheit des Referenzobjekts der im Definiens ausgesagten Gleichheit des Wahrheitswertes von Sätzen. Koreferenz von Wörtern wird also auf Koreferenz von Sätzen zurückgeführt. Grundlage dafür ist erstens die Frege'sche Auffassung des Wahrheitswertes als der Referenz (bei ihm »Bedeutung«) von Sätzen; zweitens kommt hier eben jenes Prinzip zur Anwendung, das unter 2.1 als der logische Vorrang der Satzbedeutung vor der Wortbedeutung vorgestellt wurde. Ihre metasprachliche Distanznahme rückt die Identität als Koreferenz in die Nähe der Äquivalenz in Abhebung zur Äquijunktion (cf. 2.3), die als Koreferenz von Aussagen verstanden werden kann..

²⁶Das »if« darf wohl in beiden Paraphrasen als symmetrisches »genau dann wenn« verstanden werden.

2.7.1 Heterogenität der Identität

Die Ausdeutung von Identität als Koreferenz kann – darin haben wir Reichenbach zu folgen – nicht ohne metasprachliche Bezugnahme auskommen. Reichenbach erörtert bei seiner Einführung der Identität deren Metasprachlichkeit zwar nicht eingehend, die entscheidenden Charakteristika können jedoch seinen Ausführungen über das Definitionsverfahren entnommen werden, das er zu Beginn seines Lehrbuchs behandelt. Dort nämlich heißt es:

2/11 »The relation of equality by definition can be considered a *special case of the relation of equisignificance*, i. e., of having the same meaning. It constitutes the case where the equality of meaning is not derived from other statements but is introduced by a volitional decision with reference to the introduction of a new sign.« [ESL:21].

Der Unterschied zwischen Definition ($=_{Df}$) und Identität als Koreferenz ($=$) ist also einzig eine Frage der Sprachpragmatik. Auch Definitionen, die ja wie bei Tarski (cf. 2.3) der Festlegung der Semantik der Objektsprache dienen, müssen daher in einer Metasprache formuliert werden:

2/12 »The introduction of new terms as a function of known terms is called a definition. *It is important to realize that, because of its reference to terms, a definition belongs to the metalanguage*, at least in its original meaning. [...] It is customary, however, to write definitions as sentences of the object language, as in the example given. This usage is without danger if we recognize it as a simplified procedure which for purposes of logical inquiry has to be translated into sentences of the metalanguage. [...] We shall say that the sign ' $=_{Df}$ ' is not a proper object term. Sentences in which this sign occurs are improper object sentences; they are introduced by a *shifting of the level of language*.« [ESL:20sq]

Auch Identitätssätze sind also in diesem Sinne »improper object sentences« und werden aus bloßer Konvention objektsprachlich notiert. Es hat den Anschein als erfolge hier die metasprachliche Distanznahme (»shifting of the level of language«) symmetrisch, d. h. zu beiden Seiten des Identitätszeichens, während sie bei dem unter 2.4 behandelten Beispiel nur die linke Seite betraf. Dann wäre ein Identitätssatz wie folgt zu analysieren:

⟨17⟩ Die Referenz von »x« und die Referenz von »y« sind identisch.

⟨18⟩ $\llbracket x \rrbracket = \llbracket y \rrbracket$

Damit aber wäre das von Wittgenstein aufgeworfene Problem gerade nicht gelöst, denn auch hier wird wieder von *zwei* Referenzen (Gegenständen) gesprochen, die identisch

sind. Das Problem besteht – frei gesprochen – darin, dass die metasprachliche Distanznahme unabhängig von der Identifizierung vorgenommen wird, und diese im Nachhinein auf die so gegebenen Referenzen angewandt wird. Es ist aber vielmehr so, dass *metasprachliche Distanznahme als integraler Bestandteil der Identität* aufzufassen ist. Dann ergibt sich für die Identität als Koreferenz eine dreistellige Struktur, die in Abbildung 1 veranschaulicht ist: Zwei *verschiedene* Zeichen werden *auf ein und den selben* Referenten bezogen.

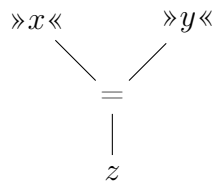


Abb. 1: Grafische Darstellung der dreistelligen Koreferenz-Relation. Die *zwei verschiedenen* Zeichen x und y werden auf *einen gemeinsamen* Referenten z bezogen. Ganz oben stehen die metasprachlichen Argumente, unten das objektsprachliche.

Reichenbachs Fassung der Identität entspricht damit Karen Gloys Interpretation der Relation im Zentrum semantischer Aussagen sensu Tarskis (cf. (7)^{S. 13}). Gloy sah ja in ihr nicht eine Äquijunktion, die bloß Zeichen miteinander verbindet, sondern eine metasprachliche Äquivalenz, die Bedeutungsgleichheit zweier verschiedener Ausdrücke aussagt. In diesem Sinne ist Reichenbachs Aussage zu verstehen:

(19) Die Interpretation der Identität als Koreferenz »*reduces identity to equality*« [ESL:241].

Gehören nun allerdings wie in den dort diskutierten asymmetrischen Fällen diese Zeichen verschiedenen Sprachstufen an, so muss ihre Koreferenz auf einer Sprachstufe ausgesagt werden, die relativ zu beiden höher ist (Meta-Metasprache). Diese Notwendigkeit ergibt sich eben gerade dann, wenn die Identität *interpretiert* werden muss: »A correct *interpretation* requires the use of the metalanguage« [ESL:241] und nicht nur eine Regel der Zeichenersetzung darstellen soll. Dies gilt zumindest, wenn die Identität nicht ausschließlich etwas über Zeichen, sondern auch etwas über den Koreferenten der Zeichen aussagen soll. Es gilt hier ein drohendes Missverständnis abzuhalten. Denn es ist ja nachgerade trivial zu sagen, dass die Interpretation eines beliebigen Ausdrucks in einer Metasprache zu diesem Wort erfolgen muss. Dies gilt ja nicht nur für die Identität. Um zu verstehen

was »A stößt B« heißt, muss man natürlich über das Wort »stoßen« sprechen, das eine Relation zwischen Gegenständen bezeichnet. Dabei wird freilich das Wort von der Relation unterschieden, was nur in der Metasprache geschehen kann. Das Spezifikum der Identität liegt nun darin, dass die Relation, die sie aussagt nicht eine Relation auf einer einzigen Sprachebene ist, sondern über die Sprachebenen hinweg besteht. Sie ist *heterogen* in dem Sinne, den wir unter Abschnitt 2.4 herausgearbeitet haben. Es müssen daher bei ihrer Definition nicht nur zwei, sondern drei Sprachstufen unterschieden werden:

1. Die Stufe auf der die Identität ausgesagt wird.
2. Die Stufe der sprachlichen Ausdrücke, deren Koreferenz die Identität aussagt.
3. Die Stufe des Gegenstandes (der auch ein Zeichen sein kann), auf den diese beiden Ausdrücke gemeinsam referieren.

Die Unterscheidung dieser *drei* Ebenen nun kann eben nur in einer Meta-Metasprache (bezüglich Ebene 2) geleistet werden; und nur auf dieser kann versucht werden, die Identität zu definieren. Wir werden indessen zu Beginn des synthetischen Teils (3.1) sehen, dass diese Definition unweigerlich einer Zirkularität unterliegt; dass sie somit nicht Definition sondern Explikation ist.

2.7.2 Transzendenz der Identität

Reichenbach stellt seine Paraphrase (16) der Identitätsdefinition so vor, als handle es sich dabei um eine Art Ad-Hoc-Reaktion auf das von Wittgenstein aufgeworfene Problem, man könne in einer Identitätsaussage nicht von zwei identischen Gegenständen sprechen. Der Rekurs auf die Metasprache, in der allein eine Identitätsaussage sinnvoll sein soll, ist jedoch im Kontext desjenigen Gedanken zu sehen, der unter 2.4 als die semantische Funktion der Metasprache eingeführt wurde. In Zitat 2/7 auf S. 19 war davon die Rede, dass bestimmte Wörter auf allen Sprachstufen »*identisch*« sind; und zwar sind sie es deshalb, weil erst durch sie heterogene, die Sprachstufen verbindende semantische Aussagen möglich werden. Diese Wörter sind es, die das Bildungsprinzip des Sprachstufenregresses ausmachen. Als solche müssen sie aber – wenn das Ergebnis aus Abschnitt 2.6.3 trägt – von diesem durch sie erzeugten Regress ausgenommen sein. Ist nun der Begriff der Referenz selbst ein integraler Bestandteil des Identitätsbegriffs, wie es Reichenbachs Interpretation vorsieht, und spielt sie jene zentrale Rolle in semantischen

Sätzen, so muss sie als die Sprachstufen Verbindendes, diese Sprachstufen transzendieren. *Die Identität ist über die Sprachstufen hinweg identisch*: Ihre Definition als Koreferenz »goes far beyond an interpretation of the primitive identity of concrete objects. The definition is meant to hold *for every type level* and thus formulates also the identity of abstract objects, like properties or physical states« [ESL:241]. Auch wenn Reichenbach sich hier dem Wortlaut nach auf den Typenregress als Antwort auf Russells Mengenparadoxon bezieht, ist davon auszugehen, dass er ebenso denjenigen der Sprachstufen im Auge hat. Es wäre nämlich sonst kaum zu verstehen, weshalb die Interpretation der Identität als *Koreferenz* Auswirkung auf deren Wirken über Typgrenzen hinweg haben sollte, wenn sich dies nicht aus ihrer engen Analogie ergäbe (cf. 2.6.2). Im gleichen Sinne können wir auch eine Äußerung Freges gegen Ende der »Grundgesetze...« verstehen, wo er über Lösungsansätze der Mengenparadoxie spekuliert, mit der Russell sein formalistisches Projekt unterminierte. Gegen den Gedanken einer Typentheorie, der dort im Ansatz bereits vorhanden ist, erhebt Frege sogleich den Einwand: »Die Identität ist eine so bestimmte gegebene Beziehung, dass nicht abzusehen ist, wie bei ihr verschiedene Arten vorkommen können« [Fre93:254].

Die Identität ist also über die Sprachstufen hinweg identisch und damit im Sinne der Grelling-Nelson-Paradoxie *autologisch*, ein Zeichen, das sich selbst bezeichnet. Die entscheidende Frage an diese *Transzendenz der Identität* ist, wie und vor allem in welcher Sprache diese Identität noch ausgesagt werden kann. Der erste Kandidat ist zweifelsohne die Umgangssprache, die ja auch Tarski als unausweichlich autologisch auffasst (wenigstens Teile von ihr). In kann man nun, *die Identität auf sich selbst anwenden*, also folgenden Satz formulieren:

⟨20⟩ »=«=»=«

Interpretieren wir hier die Identität als Koreferenz, so bleibt wenigstens dem äußeren Anschein nach doch eine Doppelung in identifizierende (gebrauchte) und identifizierte (erwähnte) Identität erhalten. Dabei ist es doch gerade diese Doppelung, die der Satz negiert. Er behauptet, die beiden erwähnten Identitäten sind in Wirklichkeit nur eine, und zwar die sie identifizierende. *Dennoch scheint es, als müsse selbst die Umgangssprache sich in einen objekt- und einen metasprachlichen Teil spalten, um die Einheit dieser Teile aussagen zu können*. Diese metasprachliche Distanznahme ist Folge der Linearität, der alle sprachliche Artikulation zu folgen hat. Wir reichen nun dieses Problem an den

synthetischen Teil weiter, wo es eine entscheidende Rolle als Explikans der intellektuellen Anschauung in Fichtes Wissenschaftslehre spielen wird.

3 Synthetischer Teil: Identifizieren des Identifizierens

$A = A$ – So lautet nach Fichte derjenige Satz, von welchem aus der erste Grundsatz der »Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre« am direktesten soll erreicht werden können. Der Satz der Identität bildet somit den *heuristischen* Ausgangspunkt der philosophischen Frage nach dem *systematischen* Ausgangspunkt von Denken und Sein, als welcher der erste Grundsatz auftritt. Bevor wir uns dem Satz der Identität bei Fichte direkt zuwenden und untersuchen, wie nah oder fern er der Identität als Koreferenz bei Reichenbach steht, sind einige Vorbemerkung zu seinem systematischen Ort im Gesamt der Wissenschaftslehre am Platze.

3.1 Zirkel von Primär- und Sekundärreflexion

Hinsichtlich der systematischen Position der Identität, besteht bei Fichte eine bemerkenswerte Ähnlichkeit zu Reichenbachs Auffassung der Identität als semantisch primitiv (cf. 2.7). Ihre Definition unterliegt daher einer ganz bestimmten *Zirkularität* [cf. ESL:241]. Man könne nämlich einwenden, die Definition der Identität (cf. (14)^{S.28}) sowie ihre Interpretation als Koreferenz seien überhaupt nur korrekt anwendbar, wenn die Bedeutung der Identität implizit bereits vorausgesetzt werde. Indessen: »Although we may be compelled to apply the concept of identity before we understand the definition, we need not say it.« [ESL:241]. Reichenbachs Definitionsversuche haben also nicht die Aufgabe, einen neuen Operator einzuführen, sondern dessen unreflektierten, impliziten Gebrauch explizit zum Thema zu machen. Bei der Definition der Identität wird also das erwähnte Definiendum zum Zwecke der Definition zugleich gebraucht. Dies sogar in mehrerer Hinsicht. Erstens kommt im Definiens von (14) wiederum eine Äquivalenzrelation vor.²⁷ Zweitens wäre zu fragen – und diese Zirkularität ist die wichtigere – ist *Definition selbst nur ein Sonderfall von Identität* (cf. 2/11^{S.30}). Insofern scheint es ausgeschlossen, Identität dem Definitionsverfahren zu unterwerfen, ohne eine Zirkularität zu erzeugen. Muss nämlich bei der Definition der Identität bereits Identität gebraucht werden, *so ist sie damit nicht eigentlich Definition sondern Explikation*. In diesem Sinne urteilt Franz Bader in einem Vortrag über »Das Prinzip der Identität«, nun bereits in transzendentalen Kontext: »Identität dürfte als zu definierender Begriff in der Definiti-

²⁷Wenn nämlich die Definition der Identität, wie Reichenbach sagt, für alle Typstufen gilt (cf. 2.7.2), dann ist die Äquivalenz (die dann gerade nicht Äquijunktion ist!) als Koreferenz von Ausdrücken des Typs Satz zu verstehen (eines der beiden Russell'schen Grundtypen).

on nicht vorkommen, sondern müßte durch andere, bereits deutlich bestimmte und ihr an Klarheit vorgängige Begriffe bestimmt werden« [Bad:13].

Identität und ihre Explikation stehen zu einander in einem Verhältnis, das Fichte in den späteren Einleitungen zur »neuen Darstellung der Wissenschaftslehre« von 1797 als *zwei Reihen unterscheidet* [cf. EL2 SW:I 454sq]. Das Verhältnis findet sich jedoch bereits in den »Vorlesungen über die Moral« aus dem Sommer 1796, wo er es wie folgt fasst:

- 3/1 »Es sind 2 Reflexionen zu unterscheiden. Die des Philosophen, die das Ich in seinem ursprünglichen Handeln beobachtet, und die Reflexion über die Art des Reflectirens oder des Philosophirens. Eine reine Philosophie soll Philosophie seyn, und nicht Philosophie über die Philosophie. Eine ganz von dieser Reflexion verschiedene ist die des Ichs selbst, des Objectes der vorigen Reflexion. So reflectirt das Ich über seine Tendenz, und ich reflectire über das Ich in seiner Reflexion. Dieses ist die 2te Reflexion. Nun geht ein systematischer Gang so, daß die Reflexion des Philosophens, Reflexion des Ichs selbst werde. Auf dem dritten Schritte müste, so wie der Philosoph, auch das Ich, über die Reflexion der Tendenz reflectiren. – und dieses ist der eigentlich synthetische Gang.« [VM96 GA:IV 1,11]

Nennen wir mit Franz Bader²⁸ die Reflexion des Ich »Primär-«, diejenige des Philosophen hingegen »Sekundärreflexion«, so stellt sich der systematische Gang wie folgt dar: Das Philosophieren unterscheidet sich vom alltäglichen, unreflektierten Denken dadurch, dass es das Denken selbst zum Thema macht. Es stellt stellt alsdann die sekundärreflexive Frage nach dem »Wie« der primärreflexiven Vollzüge des Ich. Fragt der Philosoph nach dem beide Reflexionen erst ermöglichenden (zeitlosen!) *Anfang dieser Primärreflexion*, so findet sich der Philosoph in einer Situation, in welcher dieser primärreflexive Anfang immer schon systematisch vorausgesetzt ist; er ist – wie Fichte sich pseudo-zeitlich ausdrückt – für ihn immer schon vergangen:

- 3/2 »[S]o hat das System selbst, das Objekt der Wissenschaftslehre, ganz ohne Zuthun des Philosophen vom Anfange des Menschengeschlechtes und aller andern Geister an, existiert, so wie die Natur der Elektrizität vom Anfange der Körperwelt an, existiert hat, obgleich sie erst in den neuern Zeiten geahndet, Versuche mit Ihr angestellt, und wissenschaftlich behandelt worden.« [ZV GA:IV 3,38]

Die Wissenschaftslehre so wie Fichte sie vorträgt ist somit »dieses System nicht selbst, sondern sie ist nur die Darstellung desselben« [ZV GA:IV 3,38]. Dieser Aspekt ist in der »Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre« nicht nur dem Titel nach weniger ausgeprägt als in den späteren, meist auch als »Darstellungen« betitelten Ansätzen Fichtes.

²⁸Er operiert mit diesen Benennungen u. a. in einem Aufsatz über die »Systemidee und Interpersonalitätstheorie in Fichtes Wissenschaftslehre« [Bado1].

Im textlichen Aufbau der »Grundlage...« nämlich zeigen sich Primär- und Sekundärreflexion in folgender Weise: Ihrer Makrostruktur nach folgt die Darstellung dem Gang der Primärreflexion indem der Anfang mit der Selbstsetzung des Ich (§ 1) gemacht wird. Ihm folgen – gewissermaßen gleichzeitig – seine Selbstentgegensetzung (§ 2) und Selbstteilung (§ 3). Auch die späteren Paragraphen sind (wenigstens im theoretischen Teil) als eine weitere Ausfaltung der Primärreflexion zu verstehen. Der Mikrostruktur nach erfolgt hingegen – wenigstens im für uns zentralen § 1 – ein sekundärreflexiver Aufstieg zur Primärreflexion. Ausgangspunkt dieser Sekundärreflexion ist der Satz der Identität $A = A$ (ein bloß formales Denkgesetz); ihr Zielpunkt ist dagegen der Ausgangspunkt der Primärreflexion, die Selbstsetzung des Ich, an welchem – und dies gilt nur für die Reflexionen des ersten Grundsatzes – beide Reflexionen zusammenfallen:

(21) **Zusammenfall der Reflexionen:** Sei X das, was das Ich ursprünglich primärreflexiv dachte, so bedeutet der Zusammenfall der Reflexionen: Der Philosoph denkt nicht nur, *dass* das Ich ursprünglich X dachte, sondern er denkt X selbst.

In diesem Sinne ist die Aussage in Zitat 3/1 zu verstehen, eine reine Philosophie solle »Philosophie seyn und nicht Philosophie über die Philosophie«. Es ist dies der Zusammenfall eines »unvermeidliche[n] Cirkel[s]« [GWL SW:I 92], der demjenigen der Identitätsexplikation in vielem ähnelt: Die der Explikation entsprechende Sekundärreflexion steht nämlich immer schon unter der Primärreflexion (Identität) als einer transzendenten Bedingung ihrer Möglichkeit; gleichwohl soll diese Bedingung erst durch die Sekundärreflexion ins Bewusstsein gehoben und erkannt werden. Dabei ist die Bedingtheit der Sekundär- durch die Primärreflexion eine zweifache (cf. Abb. 3.1):

1. Der sekundärreflexive Ausgangspunkt $A = A$ ist aus dem ersten Grundsatz primärreflexiv abgeleitet.
2. Das Reflexionsgesetz der Sekundärreflexion, also diejenige Handlung, mittels derer sie vom $A = A$ zum absoluten Ich des »Ich bin« aufsteigt, ist als Handlung nur unter der Bedingung des absoluten Ich möglich.

Der Zusammenfall der beiden Reflexionen kann vorläufig unter Rückgriff auf eine geometrische Metapher gefasst werden als ein *Entarten des beschriebenen Zirkels zu einem Punkt*, ähnlich wie ein Dreieck zu einer Strecke entartet, wenn einer seiner Winkel auf Null schrumpft. Dabei ist es sinnvoll, sich diesen Vorgang nicht als kontinuierlich vorzustellen, sondern als durch diskrete, rekursive Schritte der Reflexion vermittelt, so dass

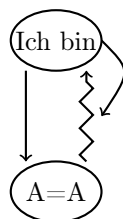


Abb. 2: Primärreflexiver Abstieg (\longrightarrow) und sekundärreflexiver Aufstieg (\rightsquigarrow) zwischen der absoluten Selbstsetzung des Ich und dem Satz der Identität.

jeder Ausgangspunkt der Sekundärreflexion zugleich ein Zielpunkt der Primärreflexion ist. Wir können dabei Abbildung 3.1 als den Fall verstehen, an dem der Zirkel bereits auf zwei Punkte reduziert ist. Die minimale Sekundärreflexion des ersten Grundsatzes geht ja deshalb vom Satz der Identität aus, weil von diesem »aus der Weg zu unserem Ziele am kürzesten ist« [GWL SW:I 92]. Bei der »Entartung« geschieht nun dreierlei, oder – um die Fichtes Ansatz angemessenere Ausdrucksweise zu gebrauchen – es *soll* dreierlei geschehen:

1. Die Wechselbezüglichkeit der zwei Punkte wird zur Selbstbezüglichkeit eines Punktes.
2. Die beiden verschiedene Bezugsweisen (primärreflexiv \longrightarrow und sekundärreflexiv \rightsquigarrow) fallen in dieser einen Selbstbezüglichkeit zusammen (cf. 3/1^{S. 36}).
3. Der Unterschied zwischen Punkten und den sie verbindenden Beziehungen wird aufgehoben. Was nach der Entartung verbleibt ist gewissermaßen Punkt und Linie, Beziehung und Bezogenes zugleich.

Die nun folgenden drei Ansätze zur Erfassung des ersten Grundsatzes der »Grundlage...«, werden den Identitätsbegriff in den drei verschiedenen Terminologien von Begriff, Reflexion und Urteil fassen.

3.2 Begriff: das Ich als Identisches

3.2.1 Disjunktionseinheit der Begriffe

Die Zirkularität von Primär- und Sekundärreflexion kann paradigmatisch aufgezeigt werden an den geistigen Vollzügen, Begriffe und ihre Umfänge ins Verhältnis zu setzen. Bevor wir uns dem Fall der Entartung zuwenden, ist der »Normalfall« zu betrachten.

Das allgemeine Schema ist hierbei – wir führen unmittelbar Fichtes Terminologie ein – stets das folgende [cf. [GWL SW:I111sq](#)]: Der Umfang eines ersten, *höheren Begriffs* wird beschrieben als zusammengesetzt aus den Teilumfängen (zweier) weiterer, *niederer Begriffe*. Aller Inhalt des höheren Begriffs ist auch in den unter ihm *entgegengesetzten* niederen Begriffen enthalten und bildet als deren gemeinsames Merkmal das, was Fichte ihren *Beziehungsgrund* nennt. Dasjenige Merkmal, hinsichtlich dessen sich die niederen Begriffe dann aber unterscheiden, nennt er ihren *Unterscheidungsgrund*.

Fichte veranschaulicht dieses Verhältnis anhand der Begriffe ›Gold‹ und ›Silber‹, »enthalten in dem Begriffe des Metalls, welcher den Begriff, worin beide entgegengesetzt werden, als etwa hier die bestimmte Farbe, nicht enthält« [[GWL SW:I119](#)]. Der Begriff des Metalls liefert also hier den Beziehungsgrund, der ›Gold‹ und ›Silber‹ *unter* sich fasst. Hier sind sie anhand des Unterscheidungsgrundes der Farbe voneinander getrennt und zugleich auf einander bezogen. Auch wenn die Rede, mehrere Begriffe stünden »unter« einem anderen als ihrem »Grund«, etwas seltsames an sich hat (»unter einem Grund«), ist hier auf die Präposition »unter« größter Wert zu legen. Sie bringt nämlich traditionell zum Ausdruck, dass die Begriffe hier hinsichtlich ihres Umfangs aufeinander bezogen werden. Alles Silber und alles Gold ist Metall. Die kontrastive Präposition »in« bezieht sich hingegen nicht auf den Umfang, sondern auf den Inhalt der Begriffe. So ist die Eigenschaft der gelblichen Farbe zwar *im* Begriff des Goldes, nicht aber in demjenigen des Metalls enthalten. Der höhere Begriff ist also im Vergleich zum niederen zwar an Umfang reicher, an Inhalt hingegen ärmer und *abstrakter*; Umgekehrtes gilt für die niederen Begriffe. So in diesem Sinne heißt es in einer Nachschrift der Vorlesung über »Logik und Metaphysik« aus dem Wintersemester 1796/97:

⟨22⟩ **Reziprozität von Umfang und Inhalt:** »Was in und unter den Begriffen enthalten ist, macht seine formale Quantität. Die ersten sind extensive die anderen intensive Begriffe, beide stehen in umgekehrtem Verhältnisse«. [[LME GA:IV 3,105](#)]

Deutlicher als in den anderen Terminologien tritt im Schema begrifflicher Disjunktion ein Element zu Tage, das wir mit dem Sprachwissenschaftler John Lyons als »Lokalismus« bezeichnen können [cf. [Lyo78:II,718sq](#)]. Es ist dies die Auffassung, dass Ausdrücke des Raumes grammatisch und semantisch grundlegender sind als andere und strukturelle Schablonen abgeben, in denen Verhältnisse anderer Bereiche erfasst werden können. So kann man den höheren Begriff einer Entgegensetzung anschaulich als denjenigen *Ort* bezeichnen, der die niederen Begriffe umfasst, in dem sie durch Entgegensetzung *verortet*

werden. Es ist gerade ihre Anschlussfähigkeit an Metaphern des Raumes, welche die hier beschriebene Struktur verhältnismäßig leicht verständlich macht.

Nun wird allerdings das statisch-räumliche Verhältnis der Begriffe nur verfügbar, indem es pseudo-zeitlich²⁹ durchlaufen wird. Es ist dies ein intellektuelles Handeln, das je nach seiner Richtung einen höheren Begriff in zwei niedere spaltet, bzw. zwei gegebene niedere Begriffe zu einem höheren zusammensetzt (beides bezüglich der Umfänge). Dabei nennt Fichte die erste, absteigende Richtung die *antithetische*, die zweite, aufsteigende die *synthetische*: »Das synthetische Verfahren nemlich besteht darin, dass man im Entgegengesetzten dasjenige Merkmal aufsuche, worin sie gleich sind« [GWL SW:I 113]. Halten wir dabei fest, dass Fichte hier – wenigstens seinem Gebrauch des Wortes »Synthesis« nach – an ein zentrales Moment der Kantischen Erkenntnislehre anschließt, dem zu Folge alles Erkennen in der Rückführung von Mannigfaltigem auf Einheit besteht.³⁰ Wenigstens eine³¹ der im Sinne Kants synthetischen Handlungen bezieht sich auf das Zusammensetzen von Begriffsumfängen, der Elimination des ihre Entgegensetzung begründenden Inhalts.

Die der Synthesis gegenläufige Verstandeshandlung, die Antithesis, besteht nun entsprechend im Aufsuchen eines Unterscheidungsgrundes zwischen zwei Entgegenzusetzenden. »Keine Antithesis aber ist möglich ohne Synthesis« [GWL SW:I 125]. Denn alles Entgegensetzen kann nur vorgenommen werden in einem Beziehungsgrund. Dieser besteht in einem Merkmal, das beide Glieder der Entgegensetzung gemeinsam haben müssen, um unterschieden werden zu können. Eine radikale Entgegensetzung³² ist damit unmöglich:

⟨23⟩ **Prinzip der Disjunktionseinheit:** »Jedes Entgegengesetzte ist seinem Entgegengesetzten in Einem Merkmale =X gleich; und: jedes Gleiche ist seinem Gleichen in Einem Merkmale =X entgegengesetzt.« [GWL SW:I 111]

²⁹Die Qualifikation als »pseudo« ist hier eine Vorsichtsmaßnahme zur Auffassung, die Zeit, von der hier die Rede ist, sei als naiv realistisch aufzufassen.

³⁰»Alle unsere Erkenntniß hebt von den Sinnen an, geht von da zum Verstande und endigt bei der Vernunft, über welche nichts Höheres in uns angetroffen wird, den Stoff der Anschauung zu bearbeiten und unter die höchste Einheit des Denkens zu bringen« [KrV:B 355].

³¹Ob es sich bei der begrifflichen Synthesis um die einzige Art von Synthesis handelt, bleibt hier unausgemacht.

³²Es ist diese radikale Entgegensetzung, welche die Vermittlung zwischen den beiden ersten Grundsätzen der »Grundlage...« durch den dritten Grundsatz nötig macht.

Die Benennung dieser Struktur als »Disjunktionseinheit« entnehme ich Franz Baders Aufsatz über »Die Mehrdeutigkeit der drei Grundsätze...«, wo er sie beschreibt als: »Zwei-Einheit, eine Eins, die zur Zwei herausgeht, ohne der Eins verlustig zu gehen« [Bad79:12sq]. So verstanden sind Synthesis und Antithesis gleichermaßen *relativ*, nämlich auf ihr jeweiliges X, den Beziehungs- bzw. Unterscheidungsgrund. Auch Identität kann stets nur relativ zu einer – möglicherweise sehr weit reichenden – Übereinstimmung in bestimmten Merkmalen ausgesagt werden und ist dann bloße *Gleichheit*. Absolute Gleichheit, also *Identität* stricto sensu, könnte demnach nicht geurteilt werden. Wir werden in Abschnitt 3.4.1 diesen Gedanken Fichtes an das anschließen, was Reichenbach seinerseits zur Reduktion von Identität auf Gleichheit bewogen hat: Dass nämlich die Aussage von Identität zu interpretieren ist als Bezug einer Zweiheit des Denkens auf eine Einheit des Seins. Zunächst verweilen wir jedoch auf der Ebene der Begriffe. Begriffe sind notwendig Disjunktionseinheiten. Dies ergibt sich schon aus ihrer Allgemeinheit qua derer sie stets eine Vielheit unter sich fassen. Die Frage ist nun, wie es um diese Disjunktionseinheit bestellt ist, wenn der Philosoph bei seiner sekundärreflexiven Abstraktion jenen höchsten Begriff erreicht, der alles umfassen soll. Dieser Frage wird sich der nächste Abschnitt widmen.

3.2.2 Der abstrakteste Begriff

Der sekundärreflexive Aufstieg des Philosophen wird nun von Fichte bei einer Reihe von Gelegenheiten in der Terminologie des Entgegensezens ausbuchstabiert:

3/3 »[D]as Entgegengesetzte muss verbunden werden, so lange noch etwas Entgegengesetztes ist, bis die absolute Einheit hervorgebracht sey; welche freilich, wie sich zu seiner Zeit zeigen wird, nur durch eine geendete Annäherung zum Unendlichen hervorgebracht werden könnte, welche an sich unmöglich ist.« [GWL SW:I 115]

Dieser Passus, der nicht zufällig an die Kantische Prosylogistik erinnert,³³ erlaubt zwei Interpretationen: Es kann sich um die formallogische Zusammensetzung der Sphären von Begriffen handeln oder aber um die transzendentallogische Zusammensetzung der Realitäten von Dingen. Auch wenn Fichtes explizite Anlehnung der Selbstsetzung des absoluten Ich an Kants Kategorie der Realität die zweite Variante nahelegt, so lässt sich

³³Kant meint damit die »Versuche der Vernunft [...] mittelst eines Prosylogismus [...] zu dem bedingten Erkenntnis des Verstandes das Unbedingte zu finden, womit die Einheit desselben vollendet wird« [KrV:B 364].

doch ein bemerkenswertes Schwanken zwischen beiden Fassungen ausmachen. Stellenweise entsteht der Eindruck, das absolute Ich des ersten Grundsatzes sei ein Begriff; und zwar von allen Begriffen der abstrakteste und leerste. Ebenso viele Belege ließen sich anführen für eine Deutung des absoluten Ich als höchste Realität und damit maximale inhaltliche Fülle. Im ersten Fall wäre das Ich aufzufassen als reines Selbstbewusstsein, im zweiten als das Absolute. Das Schwanken der »Grundlage...« in dieser Frage hat Franz Bader in einem Aufsatz über »Die Mehrdeutigkeit der drei Grundsätze...« herausgearbeitet [cf. [Bad79:11](#)]. Das Absolute kommt erst in den späteren Wissenschaftslehren ab 1801 zu einem eigenständigen und höheren Recht als das Ich der »Grundlage...«, das sich retrospektiv als eine abgeleitete Einheit erweist. Wir werden uns im Folgenden auf das Ich als Selbstbewusstsein beschränken und nehmen dementsprechend bei dieser ersten Annäherung an, es sei zu fassen als ein Begriff.³⁴

In seiner »Darstellung von Schelling's Identitätssysteme« sagt Fichte, durchaus in eigener Sache, der Anfang könne »nur das Unbestimmteste, Unfertigste sein, weil wird [sic! gemeint ist: >wir<] sonst von ihm aus weiter zu gehen und ihn durch Fortdenken schärfer zu bestimmen gar keine Ursache hätten« [[DSI NW:XI 371](#)]. Wäre der Ausgangspunkt der Primärreflexion ein Begriff, so müsste er – wenn er völlig unbestimmt sein soll – von allen Begriffen der abstrakteste, derjenige des »Etwas« sein, der keinerlei Inhalt, dementsprechend aber höchsten Umfang hat (cf. [\(22\)^{S.39}](#)); Alles ist Etwas (im weitesten Sinne). Dementsprechend heißt es in der »Grundlage...« über das absolute Ich, »es hat kein Prädicat, und kann keins haben« [[GWL SW:I 110](#)]. Die Sphäre dieses Begriffes wäre also keiner außer ihm entgegengesetzt, da alle Begriffssphären nur in ihm entgegengesetzt sein können. Genau darin besteht seine Unbestimmtheit, da ja – nach der Reziprozität von Umfang und Inhalt – Bestimmung immer nur durch Entgegensetzung erreicht werden kann (cf. [\(22\)^{S.39}](#)). Nun haben wir doch aber diesen Begriff soeben *als unbestimmt bestimmt*. Diese Formulierung klingt – oberflächlich betrachtet – nach einer *contradictio in adjecto*.

³⁴Ich möchte hier wenigstens am Rande die Vermutung äußern, dass sich die meisten der hier vorgetragenen Argumente und Strukturen auf eine Fassung des Ich als höchste Realität übertragen lassen. Grundlage einer solchen *coincidentia oppositorum von allem und nichts* ist die Einsicht, dass höchste Fülle ebenso völlig homogene Ununterschiedenheit darstellen würde wie das reine Nichts. Am prominentesten hat diesen Gedanken Hegel in der Wissenschaft der Logik formuliert: »Das reine Sein und das reine Nichts ist also dasselbe« [[WdL TWA:v 83](#)]. Er lässt sich allerdings bereits bei Kant erahnen. In der Preisschrift fasst dieser die *omnitudo realitatis* als eine reine Fülle, wie das unterschiedslos »den ganzen Weltraum durchströmende[...] Sonnenlicht« [[FM:A 126f](#)] [[AA:xx 302](#)]. Damit wäre also die höchste Fülle nicht von völliger Leere zu unterscheiden.

Ein Widerspruch zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit ist indessen zu vermeiden, wenn man sie verschiedenen Ebenen zuordnet: Der sekundärreflexive Begriff ist dann aufzufassen als ein Begriff zweiter Stufe, dessen Extension wiederum in einem oder mehreren Begriffen besteht, nicht etwa deren Umfängen. Wenn wir beispielsweise den Begriff aller Begriffe bilden, die chemisches Umfassen, so gehören zu seinem Umfang Begriffe wie ›Metall‹, ›Säure‹ usw. nicht aber Metalle, Säuren usw. Das Verhältnis ist hier der Struktur nach ganz analog demjenigen aus Abschnitt 2 zwischen Zeichen und auf sie verweisenden Metazeichen. Wie das Metazeichen eines Zeichens *bildet der Philosoph den sekundärreflexiv bestimmten Begriff des primärreflexiv unbestimmten Begriffes des absoluten Ich*. Die Unterscheidung der beiden Reflexionen verhindert den drohenden Widerspruch zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit auf eine Weise, welche nicht zufällig dem Prinzip der semantischen Offenheit (cf. (2)^{S.10}) ähnelt, das auf die Vermeidung der Lügner- und der Grelling-Nelson-Paradoxie gerichtet ist (cf. 2.6). Auch dort besteht die Strategie ja darin, die Rede über Zeichen (denen hier Begriffe entsprechen) zu unterscheiden von der Rede über das von ihnen Bezeichnete (dem entsprechen hier die Begriffsumfänge).

Die drohende Paradoxie, die wir oben in Bezug auf Begriffsinhalte formuliert haben als »bestimmt als unbestimmt«, kann entsprechend der Reziprozität von Umfang und Inhalt (cf. (22)^{S.39}) genauso formuliert werden als: *Es soll hier ein Begriff mit unendlich großem Umfang (das absolute Ich) umfassen sein von einem Begriff mit endlichem Umfang*. Durch die Trennung der beiden Reflexionsstufen wird nun allerdings die absurde Forderung vermieden, ein unendlicher Umfang solle in einem endlichen Umfang enthalten sein.³⁵ Denn zum Umfang des sekundärreflexiven Begriffs gehört ja gerade nicht der *Umfang* des primärreflexiven, sondern dieser Begriff selbst; genau so wie das Wort »Peter« sich nicht auf Peter bezieht, sondern auf das Wort »Peter«.

Es kann allerdings kaum darüber hinweggetäuscht werden, dass die hier vorgeschlagene Lösung etwas Befremdliches an sich hat. Denn auch Begriffe sind ja im weitesten Sinne etwas. Es hilft durchaus nichts, ihnen einen eigenen Status zuzusprechen und sie damit den von ihnen begriffenen Nicht-Begriffen entgegenzusetzen. Denn nach dem Prinzip der Disjunktionseinheit könnte dies wiederum nur in einem höheren Beziehungsgrund geschehen, der dann der eigentlich unbestimmte Begriff wäre (cf. (23)^{S.40}). *Es müsste also ein völlig unbestimmter Begriff mit wirklich unendlichem Umfang auch*

³⁵Der sekundärreflexive Begriff zweiter Stufe ist ja sogar singular, insofern er nur den einen Begriff umfasst, der alles umfasst (den Begriff des absoluten Ich).

jenen Begriff umfassen, den der Philosoph sich von ihm macht. Hierin äußert sich in der Terminologie von Bestimmung und Abstraktion, die Zirkularität von Primär- und Sekundärreflexion (cf. S. 37). Zeichentheoretisch gesprochen müssten sich hier zwei Zeichen wechselseitig metasprachlich auf einander beziehen. Als wir in Abschnitt 2.6.1 vom Zeichen »Urmenge« sprachen, so taten wir dies mit Zeichen, die selbst Teil der Urmenge waren, also vom Zeichen »Urmenge« bezeichnet wurden. Das Zeichen »Urmenge« ist, wie die Identität, autologisch, Metazeichen seiner selbst, so wie der primärreflexive Begriff sich selbst umfasst. Die Trennung der beiden Reflexionen lässt sich also nur aufrecht erhalten, wenn der Urbegriff nicht schlechthin allumfänglich ist, sondern nur, wenn dieser sein Umfang in der Weise eingeschränkt ist, wie das Prinzip der semantischen Offenheit die Konstruktion von Totalitäten beschränkt (cf. 2/9^{S. 25}). Die Forderung nach der Aufhebung dieser Beschränkung fordert auch den Zusammenfall der beiden Reflexionen (cf. 3/1^{S. 36}), läuft also darauf hinaus, dass der Philosoph sich nicht nur einen Begriff vom Urbegriff, sondern sich diesen Urbegriff selbst macht – es ist dies eine Instanz des Schemas (21) auf S. 37.

Für diesen Fall stellt sich das Problem der Bestimmung dieses Begriffs als unbestimmt nun allerdings in seiner vollen Härte! Denn wie soll der Philosoph diesen Begriff bilden, ohne ihn wenigstens mit der minimalen Bestimmung völliger Unbestimmtheit auszustatten? Der abstrakteste Begriff soll bestimmt und unbestimmt zugleich sein. Insofern er bestimmt sein soll, müsste seine Sphäre einer anderen entgegengesetzt sein, könnte dies aber wiederum nur innerhalb seiner eigenen Sphäre, die ja alle Sphären umfassen, selbst aber von keiner Sphäre umfasst sein soll. Nennen wir diese Struktur, bei der ein Ganzes zugleich eines seiner Teile ist:

(24) **Asymmetrie des abstraktesten Begriffes:** »Das Ich soll, sich selbst gleich, und dennoch sich selbst entgegengesetzt seyn« [GWL SW:I 110].

Soll das absolute Ich überhaupt bestimmt und also entgegengesetzt werden, so müssen sie sich selbst entgegengesetzt werden. Es ist dies das begriffsterminologische Äquivalent des Definitionszirkels der Identität (cf. den Anfang von 3.1); »Von der höchsten Gattung läßt sich kein unterscheidendes Merkmal geben« [ZV GA:IV 3,21] denn »[e]rklären, DEFINIRE, heißt die Grenzen eines Begriffs angeben« [LME GA:IV 3,107]. Der abstrakteste Begriff als höchstes Genus ist aber gerade unbegrenzt.

3.3 Reflexion: das Ich als Identifizierendes

Dir vorstehenden Ausführungen zur Paradoxie des abstraktesten Begriffes hatten zum Ergebnis, dass vom Ich nicht abstrahiert werden könne, weil es selbst das *Abstrakteste* ist. Die Unlösbarkeit der dabei auftretenden Paradoxie ergibt sich für Fichte vor allem daraus, dass das ursprüngliche Substrat dabei immer noch als etwas im weitesten Sinne Dingliches, als eine feste Größe aufgefasst wird. Genau dies sucht Fichtes praktischer Idealismus zu überwinden, indem er das Hauptaugenmerk nicht auf die Operanden der (transzendental-)logischen Operationen, sondern auf diese Operationen selbst richtet. Dementsprechend soll im nun folgenden Teil die Unmöglichkeit, vom absoluten Ich zu abstrahieren nicht aus seiner höchsten Abstraktheit erwiesen werden, sondern daraus, dass es in aller Abstraktion das *Abstrahierende* ist. Dabei unterbietet die Rede vom »Abstrahierenden« insofern noch das Wesentliche an Fichtes Tathandlung, als es immer noch das an einem Handeln teilnehmende wie einen Gegenstand fasst, nicht aber dieses Handeln selbst als Handeln. Insofern gilt es in aller Konsequenz, nicht nur das Abstrahierende, sondern das *Abstrahieren* in seinem Handlungscharakter zu fassen, ohne es zu verdinglichen. Dieser letzte Schritt, der den prozessualen Charakter des Ich voll herauszuarbeiten versucht, wird erst in Abschnitt 3.4 geleistet. Vorderhand richten wir uns also auf das Ich als Abstrahierendes. Dabei muss das Abstrahierende zugleich auch Reflektierendes sein; denn »[k]eine Abstraction ist ohne Reflexion; und keine Reflexion ohne Abstraction möglich« [BWL SW:I 67]. Die Hinwendung zum Abstrahierenden und seine Fassung als Objekt erfordert damit, den wichtigsten Vorbegriff zum Verständnis des Satzes der Identität bei Fichte herauszuarbeiten: den Begriff der *Reflexion*. Dabei werden wir in ihm ein Analogon des Begriffs der metasprachlichen Distanznahme erkennen, die wir in den Abschnitten 2.3 und 2.4 eingeführt haben.

3.3.1 Sichbehauptung der Behauptung

Die Idee, Fichtes Reflexionsbegriff in einer Terminologie sprach- und metasprachlicher Bezugnahme zu interpretieren ist durchaus nicht neu. Einen umfassenden Versuch hat Reinhard Lauth in seiner »Theorie des philosophischen Arguments« vorgelegt, die sich, ohne Fichte oder die Wissenschaftslehre explizit zu erwähnen, doch systematisch an deren Prinzipien ausrichtet. Lauth hat zudem mindestens in einer Vorlesung an der LMU München aus dem Wintersemester 1992/93 die in der betreffenden Monographie ent-

falteten Gedanken systematisch zur Interpretation der »Grundlage...« herangezogen.³⁶ Unter dem Gegenstand seiner Überlegungen, dem philosophischen Argument, versteht Lauth dabei – entgegen dem landläufigen Sprachgebrauch – schon eine einzelne Aussage, nicht erst eine Vielheit von Aussagen in einem Ableitungszusammenhang. Lauth fordert nun zwei Bedingungen als notwendig, damit aus einer bloßen Zusammenstellung (sprachlicher) Elemente ein Argument werde:

- ⟨25⟩ **Grundsynthesis:** »Das Argument stellt eine Synthesis dar, d. i. eine im Vollzug eines geistigen Aktes und durch diesen sich ergebende Verbindung von vorgestellten Elementen zu einer vorgestellten Beziehungseinheit.« [Lau79:8]
- ⟨26⟩ **Geltungserhebung** für diese Beziehungseinheit, d. h. die Behauptung ihrer Wahrheit [cf. Lau79:9].³⁷

Insbesondere das zweite Moment wird es uns erleichtern, einige Strukturen aus dem analytischen Teil an jene der »Grundlage...« anzuschließen. »Erst die Verbindung der Grundsynthesis mit der Geltungsaussage macht sie erkenntnisrelevant« [Lau79:9]. Es scheint mir angemessen – ohne diese Zuordnung aus Lauths Text direkt ersehen zu können – das erste dieser Momente der Syntax, das zweite dagegen der Semantik zuzuordnen. Die Verbindung einzelner Konstituenten einer Aussage zu einem Ganzen, das *wahrheitsfähig*, d. h. wohlgeformt ist, ist eine Frage der Syntax. Die Frage nach der Wahrheit einer Aussage betrifft dagegen ihre Bedeutung, also das, was sie über ihren Gegenstand aussagt. Die Orientierung der Bedeutung an Wahrheit ergibt sich aus der unter 2.1 angesprochenen Auffassung, dass einen Satz zu verstehen nichts anderes heißt, als zu wissen, unter welchen Bedingungen er wahr sei. Diesen unumgänglichen Bezug auf Wahrheit deutlich zu machen ist eines der zentralen Anliegen von Lauths Theorie.

Die zweite Bedingung könnte als unzutreffend angesehen werden für Aussagen, die – wir gebrauchen hier mit Lauth die Terminologie Kants – bloß problematisch sind, also im Unterschied zu assertorischen oder apodiktischen Aussagen ihren Inhalt nicht als wahr sondern als lediglich möglich »in den Raum stellen« (synthetisieren). Solcherlei Aussagen sind doch aber – gerade in philosophischen Kontexten – durchaus erkenntnisrelevant. Lauth bezieht zu diesem Einwand Stellung, indem er sagt, auch in problema-

³⁶Ich danke an dieser Stelle Herrn Eberhard Rothermel dafür, Mitschnitte dieser Vorlesung digitalisiert zur Verfügung gestellt zu haben.

³⁷»Erst durch die Geltungserhebung, d. i., wie sich zeigen wird, durch die Konzeption der Grundsynthesis in bezug auf Wahrheit, wird die Grundsynthesis zur Synthesis im Argument« [Lau79:9/§ 11].

tischen Aussagen werde die Aussage als problematisch *behauptet*, womit sie – auf einer höheren Ebene – doch eine assertorische Aussage bleibt. Ich will – auch um eine allzu ausführliche Wiedergabe von Lauths ganzer Theorie zu vermeiden – hier ein eigenes Kurzargument vortragen, vor welchem diese These plausibel gemacht werden kann. Es sei sogleich zugegeben, dass dieses Argument von einer linguistischen Beobachtung, also einer deskriptiven Prämisse, ausgeht und daher in prinzipiellen Überlegungen wie den unseren mangelhaft bleiben muss. Da sein Ziel aber nicht der Beweis der These, sondern lediglich ihre Plausibilität ist, sei dieses Vorgehen hier zugestanden.

Beginnen wir also mit der linguistischen Beobachtung, dass die Modalität der Assertion im Allgemeinen *unmarkiert* ist, d. h. nicht durch ein eigenes Zeichen repräsentiert wird. Dies gilt für die Indikative vieler natürlicher Sprachen,³⁸ insbesondere aber auch für die Standardsysteme modaler Formalsprachen, die üblicherweise nur Zeichen für Möglichkeit (\diamond) und Notwendigkeit (\square) gebrauchen. Die bloße *Abwesenheit* eines modalen Operators vor p also, weist p als assertorisch aus. Diese Asymmetrie, durch welche ein Nichts gewissermaßen zu Etwas (nämlich dem Fehlen von Etwas) wird, indem es eine Bedeutung hat, ist in natürlichen und formalen Sprachen gleichermaßen allgegenwärtig. In der strukturellen Linguistik wird gelegentlich versucht, die Abwesenheit eines Zeichens – dies gleicht einem Akt der Verzweigung – durch ein eigenes Zeichen anzuzeigen, das sogenannte Nullmorphem \emptyset . Um direkt zu sagen, dass vor p kein Modaloperator steht, der dort aber stehen *könnte*, wäre also zu schreiben $\emptyset p$. Nun ist es aber in den Modallogiken üblich, dass Modaloperatoren beliebig tiefe Staffeln erlauben, so dass vor p eine unendliche Anzahl Nullmorpheme angenommen werden müsste. Dann aber ist festzustellen, dass auch vor dem problematischen Satz $\diamond p$ *kein* weiterer Operator steht, so dass es eigentlich heißen müsste: $\dots \emptyset \diamond p$. *Damit ist dieser problematische Satz als problematischer Satz assertorisch*. Es ist leicht zu ersehen, dass unabhängig von der Tiefe der Staffeln modalen Operatoren sich als der letzte Kontext stets ein assertorischer, nicht aber ein problematischer ergeben wird: »Da jedem Argument eine Behauptung seiner als Argument [...] wesenseigentümlich ist, erweist sich das Behaupten in dieser Hinsicht als vor dem Zweifeln vorrangiges Wesenselement des Arguments insgesamt«

³⁸Sehr deutlich etwa im Russischen, wo die Anwesenheit der Partikel »бы« den Satz in den Konjunktiv setzt, also Möglichkeit anzeigt. Ähnliches leistet das englische »would« in »I would take«. Im Deutschen lässt sich die Markierung des Konjunktivs häufig nicht abtrennen, etwa wenn sie durch Ablaut realisiert ist (nehme \rightarrow nähme); auch dann aber ist der Indikativ als Standard aufzufassen, der Konjunktiv hingegen als Abweichung.

[Lau79:24]. Was wir mittels des Nullmorphems ausgedrückt haben, fasst Lauth durch die Voranstellung eines einleitenden »Ich behaupte, dass«:

⟨27⟩ Schnee ist weiß.

⟨28⟩ Möglicherweise ist Schnee weiß.

sind also durch ihre Sichbehauptung zu ergänzen zu :

⟨29⟩ Ich behaupte, dass Schnee weiß ist.

⟨30⟩ Ich behaupte, dass Schnee möglicherweise weiß ist.

Wir werden das Problem der Modalität hier nicht weiter vertiefen, sondern konzentrieren uns vor allem auf den Übergang von ⟨27⟩ zu ⟨29⟩. Die Nähe zur metasprachlichen Distanznahme wie wir sie im Abschnitt über Tarski eingeführt haben, ist hier kaum zu übersehen (cf. ⟨9⟩^{S. 15}). Wir hatten dort die metasprachliche Distanznahme [] zu Sätzen als eine Metaaussage ihrer Wahrheit bestimmt. Auch die Sichbehauptung einer Behauptung ist ja eine Aussage der Wahrheit einer Aussage, *auf einer höheren Stufe* [cf. Lau79:18/§,27]. Wenig überraschend bezeichnet Lauth daher auch den Übergang von ⟨27⟩ zu ⟨29⟩ als *Reflex*; wird doch darin der zuvor nur *implizite*, performative Wahrheitsbezug nun *explizit* thematisch.

Dies scheint mir auch der Gedanke zu sein, der Karen Gloys »Missverständnis« von Tarskis Wahrheitstheorie zu Grunde liegt. Ihre Auffassung der Relation im Zentrum der Wahrheitsdefinition als eine *Äquivalenz* unterstellt ihr den Bezug auf Wahrheit, den ihr Tarski abspricht, wenn er die Frage nach deren Wahrheit aus der Logik verbannt (cf. das Zitat 2/6 auf S. 17). Peter Karl Schneider kritisiert in diesem Sinne die bloß formale Logik in seiner Dissertation über »Die wissenschaftsbegründende Funktion der Transzendentalphilosophie«, man könne »sich nicht auf einen formalistischen Standpunkt zurückziehen und betonen, es werde lediglich eine ungedeutete, formale Definition gegeben; soll diese Definition überhaupt irgendeinen wissenslogischen Sinn haben, so muß sie mindestens einmal gedeutet werden, und diese Deutung muß für sich in Anspruch nehmen, wahr zu sein« [Sch65:71].

Das Argument, das nun Lauth für diese Notwendigkeit einer Sichbehauptung vorbringt, läuft im Wesentlichen apagogisch, nämlich unter Hinweis auf die Unmöglichkeit, auf Argumentation zu verzichten, d. h. den Wahrheitsanspruch der eigenen Aussage in actu zu leugnen. Denn auch wer sagt, er argumentiere nicht, erhebt für diese Leugnung

des Wahrheitsanspruchs Wahrheit, was nichts weiter ist als eine alternative Formulierung der Lügnerparadoxie. Im Prinzip der semantischen Offenheit sieht Lauth indessen kein taugliches Mittel, dieser Paradoxie zu entgehen. Wird nämlich »die Anwendung von Sätzen auf sich selbst verboten, so verschwinden Widersprüche der erwähnten Art nur scheinbar. Denn auf der damit bestimmten Geltungsebene muß das Verboten selbst als Argument angesetzt und durchgehalten werden« [Lau79:21sq/§ 32]. In verkürzter Form ist dies jenes zweite Argument, welches wir in Abschnitt 2.6.3 entwickelt haben, um das Prinzip der semantischen Offenheit als seinerseits diesem Prinzip entzogen zu erweisen.

3.3.2 Reflexion und Reflexionsregress

Fichte gebraucht das Wort »Reflexion« nicht einheitlich. So kann es wie in Zitat 3/1 S. 36, wo er die Primär- von der Sekundärreflexion unterscheidet, ganz allgemein ein denken-des Handeln meinen. Wir werden hier jedoch einen spezifischeren Sinn dieses Wortes bei Fichte herausheben, welcher den Schlüssel zum Verständnis des Identitätsbegriffs abgeben wird. Die Darstellung orientiert sich an Stefan Schicks Dissertation »*contradictio est regula veri*« [Sch10:181sqq]. Der fragliche geistige Akt der Reflexion bedeutet bei Fichte ein Aufbrechen der unmittelbaren »Verlorenheit in das Objekt«, dem alltägliches und einzelwissenschaftliches Denken verhaftet sind:

3/4 »Es gibt zwei sehr verschiedene Standpuncte des Denkens: den des natürlichen und gemeinen, da man unmittelbar Objecte denkt, und den des vorzugsweise so genannten künstlichen, da man mit Absicht und Bewusstseyn sein Denken selbst denkt. Auf dem ersten steht das gemeine Leben und die Wissenschaft (*materialiter sic dicta*); auf dem zweiten die Transscendentalphilosophie, die ich eben deswegen Wissenschaftslehre, Theorie und Wissenschaft alles Wissens — keinesweges aber selbst ein reelles und objectives Wissen — genannt habe.« [RAF SW:V 339]

Dem natürlichen Denken ist also das eigene Denken nicht explizit thematisch und der Bezug auf das Objekt ist ihm damit vermeintlich unmittelbar. In der Reflexion nun wird dieses zunächst nur implizite Denken nun seinerseits als Objekt in ein höheres Denken zweiter Stufe gehoben. Auf dieser Ebene kann nun nicht nur auf das Denkende in diesem Denken, sondern auch *auf dessen Bezug zum Gedachten Bezug genommen werden*. Was Lauth in der Terminologie des Behauptens als Reflex bezeichnet meint also letztlich diese Struktur. Der Gedanke:

{31} Schnee ist weiß.

wird durch Reflexion transformiert zu:

⟨32⟩ Ich denke/setze/behaupte, dass Schnee weiß ist.

Der Unterschied zwischen unmittelbarem und reflexivem Bewusstsein kann nun ebenso in Analogie zur Terminologie der Sprachstufen analysiert werden: Die absolute Objektsprache der Stufe 1 unterscheidet sich ja von allen höheren Sprachstufen dadurch, dass sie über keinerlei semantisches Vokabular verfügt, d. h. ihre eigene Beziehung auf Objekte der Stufe 0 selbst nicht thematisieren kann. Dem entspricht der Modus des unmittelbaren Denkens insofern, als darin die Verbindung zwischen Denkendem und Gedachtem selbst nicht thematisch ist. Damit unterscheidet sich also das reflexive Denken in der gleichen Weise vom alltäglichen wie eine Metasprache sich von ihrer Objektsprache unterscheidet. Dem, was wir in Abschnitt 2.3 als »metasprachliche Distanznahme« bezeichnet haben, entspricht bei Fichte also die Reflexion auf eine »zuvor« angestellte denkende Bezugnahme, sei diese nun ihrerseits unmittelbar oder aber ihrerseits reflexiv.

Ein essentieller Aspekt der so verstandenen Reflexion ist, dass sie ein Handeln als Objekt fixiert und somit seines Handlungscharakters beraubt. Der Akt des Setzens oder Denkens in ⟨31⟩ wird in ⟨32⟩ selbst Teil des Gedankens und ist alsdann kein Akt des Denkens mehr, *sondern ein als Objekt gedachter Akt*. An der sprachlichen Oberfläche äußert sich dies in seiner Fixierung in einem Wort, das seinerseits im weitesten Sinne ein Objekt ist. Reichenbach definierte Zeichen als Objekte, die anderen Objekten nach Konventionen zugeordnet sind (cf. 2.1). *Dieses Zuordnen ist aber selbst kein Objekt*, weder ein zeichenhaftes noch ein absolutes, sondern ja sogar bei ihm eine Leistung der Sprachgemeinschaft in der ein jeder Sprecher sie praktisch vollziehen muss. Es sei hier wenigstens am Rande erwähnt, dass Fichte, der meines Wissens keine ausführliche Zeichentheorie entwickelt hat, in einer seiner Vorlesungen über Logik und Metaphysik den interpersonalen Charakter des Zeichens deutlich sieht und ihn ausdrücklich an seinen Freiheitsbegriff anschließt:

3/5 »Also der Charakter des Zeichens ist Leitung der Freiheit durch Freiheit. [...] Soll ich ein Zeichen verstehen, so gehört dazu, daß ich es als Zeichen eines andern freien Wesens anschau, denn sonst bedeutet es mir nicht einen mitgetheilten Begriff. Also ein Zeichen ist es nur in sofern, als es dafür gehalten wird; wird es für ein Object gehalten, so ist es kein Zeichen. « [LM GA:IV 1,295].

Das Objekte auf einander beziehende Handeln wird nun in einem metasprachlichen Ausdruck wie »bezeichnet« oder »ist wahr« seinerseits zum Objekt, das wiederum bezogen

werden muss, wenn es Zeichen sein soll. Dieser reflexive Vorgang kann offensichtlich beliebig iteriert werden – ein Gedanke den Fichte erst im veröffentlichten Teil der »Neuen Darstellung der Wissenschaftslehre« aus dem Jahr 1797 voll entwickelt. Es ist dies der Regress, welcher dem reflektierendem Bewusstsein droht, wenn es sich auf sich selbst richtet:

3/6 » Du bist — deiner dir bewusst, sagst du; du unterscheidest sonach nothwendig dein denkendes Ich von dem im Denken desselben gedachten Ich. Aber damit du dies könnest, muss abermals das Denkende in jenem Denken Object eines höheren Denkens seyn, um Object des Bewusstseyns seyn zu können; und du erhältst zugleich ein neues Subject, welches dessen, das vorhin das Selbstbewusstseyn war, sich wieder bewusst sey; wir werden sonach ins unendliche fort für jedes Bewusstseyn ein neues Bewusstseyn bedürfen, dessen Object das erstere sey, und sonach nie dazu kommen, ein wirkliches Bewusstseyn annehmen zu können.« [WLM SW:I 525]

In Lauths Terminologie des Behauptens wäre dieser Regress auszubuchstabieren als ein unendliches, rekursives Explizieren der in jedem assertorischen Argument noch vorhandenen impliziten Wahrheitsbehauptung: » ∞ . . . , dass ich behaupte, dass ich behaupte, dass ich behaupte, dass Schnee weiß ist«. Er ähnelt dem Regress der Sprachstufen (cf. 2.6.3) seiner Struktur nach in verschiedener Hinsicht: Dort waren es Zeichen der Metasprache die sich auf die Zeichen der Objektsprache in der gleichen Weise bezogen wie diese auf noch niedrigere Sprachstufen. Hier ist es ein stets höheres Denken, das sich auf das niedrigere Denkende bezieht; und so wie jenem Regress die unüberwindliche *Trennung von bezeichnendem und bezeichnetem Zeichen* zu Grunde liegt, so entsteht dieser aus der prinzipiellen *Scheidung von denkendem und gedachtem Denken*. Das reflexionslogische Äquivalent des Prinzips der semantischen Offenheit (cf. (2)^{S.10}) lautet in einer Formulierung der späteren »Darstellung der Wissenschaftslehre« aus dem Jahr 1801:

(33) **Prinzip der reflexiven Offenheit:** »Das Wissen [=Denken] durchdringt und erreicht sich selbst nie, weil es reflectirend sich *objectivirt* und scheidet.« [DWL SW:II 134]

Dieses Prinzip ist eine Instanz des Prinzips der Disjunktionseinheit, denn »[a]lles was Objekt der Reflexion seyn soll, ist beschränkt, und wird es schon selbst dadurch. Nun soll das Ich Objekt einer Reflexion werden, so nach ist es nothwendig beschränkt« [VM96 GA:IV 1,108]. Um das gedachte Denken bestimmen zu können, muss das Denkende ihm entgegengesetzt werden. Eine Überwindung dieser regressiven Spaltung wird ein Denken erfordern, das sich in actu als Denken denkt.

3.4 Urteil: das Ich als Identifizieren

Wir haben nun der Frage nachzugehen, wie Fichte den reflexiven Regress des Bewusstseins überwinden zu können glaubt und wie sich diese Lösung zu jener verhält, die wir in Abschnitt 2.6.3 als die Erkenntnis formuliert haben, dass die Einsicht in das Bildungsprinzip eines Regresses nur von einem Standpunkt aus formuliert werden kann, der seinerseits von diesem Regress ausgenommen ist. Genauer haben wir nach der Entsprechung jenes autologischen Zeichens zu fragen, das kraft seiner Selbstbezeichnung den Regress transzendiert (cf. 2.7.2). Wir wenden uns nun also direkt Fichtes Begriff der Identität zu, mit welchem der sekundärreflexive Aufstieg zum Ich des ersten Grundsatzes anhebt. *Zentrales Beweisziel ist, das transzendentallogische »Ich bin« als Ermöglichungsbedingung des formallogischen Satzes der Identität $A = A$ aufzuweisen, »dass nicht der Satz: $A = A$ den Satz Ich bin, sondern dass vielmehr der letztere den ersteren begründe« [GWL SW:I 98].*

3.4.1 Relative Identität in Urteilen

Der Satz der Identität ist nach Fichte oberstes Gesetz der formalen Logik. Er formuliert die »logische Form des Satzes als Satzes« [GWL SW:I 102] und ist damit Disjunktionseinheit (cf. (23)^{S.40}) in ihrer reinsten Form, die Zweiheit auf Einheit zurückführt. In seiner »Darstellung von Schellings Identitätssysteme« stellt Fichte dazu fest:

3/7 »[Es] kann [...] $A = A$ als Duplicität von Subjekt und Prädikat nicht objektive Form von Etwas sein; denn *diese Duplicität ist selbst nur ein Denken und für das Denken; dieses unterscheidet Subjekt und Prädikat, die objektiv als Zweiheit gar nicht existieren*; denn das Urtheil z. B. der Baum ist grün, sagt ja eben aus, daß beides zu Einem verbunden sei, negirt daher alle Zweiheit in ihnen und hält Beides eben nur erst im Denken aus einander, um sie desto fester zu verbinden. $A = A$ kann also in keinem Sinn objektive Form von irgend Etwas werden.« [DSI NW:XI 379]

Der Verbindung der Identität mit der logischen Subjekt-Prädikat-Struktur in Urteilen überhaupt wird sich der nächste Abschnitt eingehender widmen. Entscheidender Gedanke ist hier zunächst, dass die Zweiheit der beiden Glieder der Identität allein im Denken gründet, das dabei Gedachte aber gerade die Einheit dieser Zweiheit ist. Jede Instanz des Satzes der Identität behauptet von zweien, dass sie in der erscheinenden Wirklichkeit (objektiv) eines sind. Die Parallele zur Identität als Koreferenz ist offenkundig, sagt sie doch von zwei Zeichen, dass sie auf ein und das selbe Stück Wirklichkeit referieren. So wie sich die Einheit des Gegenstands (seine Selbstidentität) nur durch verschiedene

Bezugnahmen in einem Identitätssatz artikulieren lässt, muss in jedem Urteil diejenige Zweiheit festgehalten werden, deren Einheit das Urteil eigentlich aussagen möchte. In $A = A$ tritt der Gedanke der Disjunktionseinheit besonders rein hervor, da hier die beiden Zeichentoken bzw. Subjekt und Prädikat nicht einmal verschieden sind, aber doch von einander getrennt werden müssen, um in Urteilsform zusammenzutreten:

- ⟨34⟩ **Disjunktionseinheit in Urteilen:** Die in Urteilen artikuliert Einheit ist stets nur Disjunktionseinheit, die Identität in $A = A$ nur *relative Identität* (Gleichheit) verschiedener Bezugsweisen auf A.

Wir haben uns nun entsprechend dem Prinzip der Disjunktionseinheit (cf. ⟨23⟩^{S.40}) zwei Fragen vorzulegen. Erstens: Worin besteht der Unterscheidungsgrund der verschiedenen Bezugsweisen im Satz der Identität? Zweitens haben wir zu fragen, in welchem Beziehungsgrund sie sich gleichen. Diesen beiden Fragen werden sich die nächsten zwei Abschnitte widmen.

3.4.2 Reflexionsgefälle in Identitätssätzen

Wir wenden uns zuerst der Frage nach dem Unterscheidungsgrund der beiden Glieder der Identität zu. Der Schlüssel zu deren Beantwortung befindet sich in der »Grundlage...« an eher versteckter Stelle. In einer Anmerkung zum ersten Grundsatz nämlich heißt es:

- ⟨35⟩ **Reflexionsgefälle:** Es drückt in Identitätssätzen das »= \leftarrow « »den Uebergang des Ich vom Setzen zur Reflexion über das gesetzte aus« [GWL SW:I96].

Der Zusammenhang X, den Fichte im Zentrum der Identität sieht ist also dieses Übergehen von einer Reflexionsstufe zur nächsten. Dies ist es auch, was er meint, wenn er im Haupttext – m. E. weniger verständlich – formuliert: »Wenn A im Ich gesetzt ist, so ist es gesetzt« [GWL SW:I94]. Der Unterschied in der Bezugnahme durch die beiden Relata der Identität besteht folglich darin, dass dieser Bezug einmal (vermeintlich) direkt, einmal unter Reflexion auf diese Bezugnahme geleistet wird. Wir werden diesen Unterschied zwischen den beiden Relata im Folgenden als *Reflexionsgefälle* bezeichnen. Man müsste dann den Satz der Identität ausbuchstabieren als:

- ⟨36⟩ A ist, was ich in A denke.

Als A kommt dabei zunächst jeder beliebige Denkinhalt, »jedes bestimmte Nicht-Ich« [GWL SW:I96 Anm.], in Frage; Gegenstandsvorstellungen ebenso wie vollständige Urteile. Um dies zu konkretisieren, hier zwei Beispiele, die bereits andeuten, wie diese

Interpretation des Satzes der Identität bei Fichte an die Überlegungen des analytischen Teils angeschlossen werden kann. Die Reihenfolge der Glieder ist dabei vertauscht, was lediglich dem Umstand geschuldet ist, dass dies der Grammatik des Deutschen gefälliger ist:

⟨37⟩ Was ich im Gedanken ›Schnee ist weiß‹ denke, ist, dass Schnee weiß ist.

⟨38⟩ Was ich im Gedanken ›Peter‹ denke, ist Peter.

In den semantischen Festlegungen bei Tarski und insbesondere bei der Diskussion der Sprachstufenmischung (2.3 und 2.4) wurde eine Äquivalenzrelation, in letzterem Fall eben die Identität, dazu gebraucht, zwei verschiedene Ausdrücke auf ein und die selbe Referenz zu beziehen. Dabei wurde die Referenz des einen Ausdrucks unter metasprachlicher Distanznahme gegeben, diejenige des anderen dagegen vermeintlich³⁹ direkt (cf. (12)^{S. 20}). Dem dortigen *metasprachlichen Gefälle* entspricht also hier das Reflexionsgefälle. Und wie dort der Identität die Aufgabe zufiel, die Sprachstufen miteinander zu verbinden, besteht sie hier darin, den »Übergang« von einer Reflexionsstufe auf die andere zu vermitteln. Bevor wir diese Eigenschaft im Sinne einer reflexionslogischen Transzendenz der Identität weiter verfolgen sind einige weitere Beobachtungen zum Status des Reflexionsgefälles am Platze, durch welche wir die zweite Frage beantworten: jene nach dem *Beziehungsgrund*, in dem die verschiedenen Bezugsweisen unterschieden werden.

3.4.3 Einheit des Bewusstseins

Es ginge an Fichtes Denken vorbei, wie Reichenbach einen vom Denken unabhängigen Gegenstand als den Beziehungsgrund der beiden Glieder der Identität anzusetzen. »Das urteilende Ich prädicirt etwas, nicht eigentlich von A, sondern von sich selbst« [GWL SW:I 96 Anm.]. Der Gegenstand kann nämlich nicht frei von Bezugnahme, direkt gegeben werden. Wollte man also zwei verschiedene Bezugsweisen daraufhin untersuchen, ob sie auf den gleichen Gegenstand referieren, so müsste der Gegenstand in einer dritten Bezugsweise gegeben werden, an die sich die gleiche Frage erneut stellen müsste. Wenn man behauptet: »›Morgenstern‹ und ›Abendstern‹ bezeichnen das gleiche Ding, nämlich die Venus«, so wird hier unzulässiger Weise suggeriert, der Eigenname »Venus«

³⁹In den späteren Überlegungen zur Identität als Koreferenz wurde ja deutlich gemacht, dass auch das zweite Relatum die Barriere zwischen Sprache und Außersprachlichem nicht überwinden kann 2.5.

verstatte einen exklusiveren, vermeintlich direkten Zugriff auf den Gegenstand.⁴⁰ Tatsächlich ist die Bezugnahme hier lediglich unreflektiert, was aber nichts an der Tatsache ändert, dass es sich um eine solche handelt. Sie könnte ja auch jederzeit durch metasprachliche Distanznahme selbst zum Thema werden: »›Morgenstern‹, ›Abendstern‹ und ›Venus‹ bezeichnen das gleiche Ding.«. Was das Ich von sich prädiziert ist, dass es auf zwei verschiedene Weisen Bezug nimmt. Dabei können diese verschiedenen Bezugsweisen wiederum nur im Ich einander entgegengesetzt werden: »denn wenn ich sie nicht zusammendächte, so könnte ich sie ja auch nicht vergleichen, mithin auch nicht unterscheiden« [LM GA:IV 1,216]. *Das Ich ist damit ausgewiesen als der Beziehungsgrund, in dem verschiedene Bezugsweisen von einander unterschieden werden können.* Damit muss das Ich aber in diesen verschiedenen Bezugsweisen das selbe bleiben, d. h. das Ich, welches den ersten Bezug herstellt, muss identisch sein mit jenem, welches den zweiten herstellt. Es ist dies die

⟨39⟩ **Einheit des Bewusstseins:** »Ich soll in allen Vorstellungen daſelbe sein u. bleiben, meine Vorstellungen sollen zusammenhängen.« [LM GA:IV 1,216]

Blicke das Ich in diesen verschiedenen Vorstellungen nicht das selbe, so wäre das Prinzip der Disjunktionseinheit verletzt, nach welchem alles Entgegensetzen einen Beziehungsgrund voraussetzt ⟨23⟩. Es ist also die Unterscheidbarkeit der Bezugnahmen abhängig von der Nichtunterschiedenheit des Bezugnehmenden. Wir werden nun mit Fichte anhand des Satzes der Identität detailliert aufzeigen, warum diese Nichtunterschiedenheit ihrerseits dem Prinzip der Disjunktionseinheit (cf. ⟨23⟩^{S.40}) entzogen sein und also nicht bloß Gleichheit (relative Identität) sondern Identität (absolute Gleichheit) sein muss.

Wenn sich das Ich auf einen Gegenstand oder Sachverhalt richtet, d. h. diesen »setzt«, so wird er gedacht. Dabei ist aber dieses Denken selbst üblicherweise nicht thematisch, d. h. die Differenz von Denken und gedachtem Sein kommt nicht in den Blick. In der Reflexion – und alles Bewusstsein ist reflexiv – werden nun dieses Denken und das von ihm gedachte Sein zum Gegenstand eines höheren Denkens und in diesem aufeinander bezogen und die Differenz zwischen beiden erkannt. Dies ist es, was Reinholds Satz des Bewusstseins eigentlich sagen will. Es ist der Versuch *im Denken zwischen Denken und Gedachtem zu unterscheiden, so wie in semantischen Aussagen versucht wird, innerhalb der Sprache zwischen Sprachlichem und Außersprachlichem zu unterscheiden.*

⁴⁰Diese Einsicht eben so wie den Bezug auf das Frege'sche Beispiel verdanke ich einem Seminar von Markus Gabriel, gehalten im September 2010 an der Universität Toulouse.

Hier besteht nun doch ein ganz wesentlicher Unterschied zwischen Sprache und Denken, welcher die im analytischen Teil diskutierten Verhältnisse auf eine untergeordnete Ebene verweist (was indessen der Analogie keinen Abbruch tut). Reichenbach nämlich hätte bei seiner semantischen Festlegung der absoluten Objektsprache wenigstens noch die Möglichkeit gehabt, reale Vögel wie Motten auf das Papier zu kleben und deiktisch auf sie zu verweisen als das, was das Wort »Vogel« bezeichnet (cf. Tab. 2 auf S. 21). Dem Denken ist genau dieser Weg verschlossen. Denn wird der Vogel gedacht und in einem reflexiven Schritt versucht diesen Gedanken des Vogels zu unterscheiden von einem ihm korrespondierenden wirklichen Vogel, so wird doch auch dieser wirkliche Vogel als wirklich *gedacht*: »Du weisst doch hoffentlich von diesem vorauszusetzenden Daseyn nur insofern, inwiefern du es denkst« [NDWL SW:I 525]. Während der Unterschied zwischen Sprache und Außersprachlichem durch direkten Vorweis von etwas Außersprachlichem vorgenommen werden kann, *muss die Unterscheidung zwischen Denken und Sein (Ich und Nicht-Ich) im Denken (im Ich) getroffen werden.*

Nur weil es neben der Sprache noch andere Möglichkeiten gibt, sich auf die Wirklichkeit zu beziehen, kann Reichenbach den Beziehungsgrund der koreferierenden Zeichen in den Gegenstand setzen. Alles was ist, ist aber – darin folgt Fichte Kant – nur als Erscheinung im Bewusstsein. Das »Aussen« des Nicht-Ich »ist demnach innerliches Ausen«, wie Fichte noch 1812 in der »Transzendentalen Logik« feststellt [TL NW:IX 189]. Um es mit der berühmten Formel Jens Baggesens zu sagen: »Im Ich wird das Nicht-Ich dem Ich entgegengesetzt.«⁴¹ In der Terminologie der Reflexion begegnet hier erneut jene Asymmetrie des abstraktesten Begriffs (cf. (24)^{S. 44}), bei der das Ich als Ganzes zugleich eines seiner Teile ist. Das Ich ist hier verstanden als jener minimale Beziehungsgrund, der Entgegenzusetzenden gemeinsam sein muss, damit sie entgegengesetzt werden können.

Fichte wird nun allerdings nicht müde zu betonen, dass das absolute Ich weder auf der Seite des Denkens noch auf der Seite des Seins zu verorten sei. Im ersten Fall nämlich würde es nichts weiter begründen als einen Idealismus, der nicht weniger einsei-

⁴¹Diese Äußerung Jens Baggesens ist hier nach einem Vorwort der Fichte-Gesamtausgabe zitiert [EZV GA:IV 3,45]. Sie sind ihrerseits entnommen aus Erich Fuchs' Zusammenstellungen in »Fichte im Gespräch« [FIS] entnommen (Dort Gespräche 1,75 und 117).

Man müsste Reichenbachs Auffassung – so wie wir sie dargestellt haben – im Gegenzug folgendermaßen beschreiben: In den Dingen werden den Dingen nicht-Dinge entgegengesetzt. Hier ist nicht die Einheit des Denkens Ausgangspunkt, sondern eine Urmenge diskreter Dinge. Vor der Einführung von Sprache durch die erste Objektanführung (2.5) gibt es nur diese Dinge. Von diesen werden dann einige zu Zeichen, die entsprechend dem Prinzip der semantischen Offenheit keine Dinge sind, auf die sie sich beziehen könnten.

tig wäre als die Alternative eines Realismus, der alles in das Nicht-Ich setzen wollte. In einem Brief an Schelling vom 31. Mai 1801 schreibt er in diesem Sinne: »Die Fragen, ob die Wissenschaftslehre das Wissen subjektiv, oder objektiv nehme, ob sie Idealismus sey, oder Realismus, haben keinen Sinn; denn diese Distinktionen werden erst innerhalb der W.L. gemacht, nicht ausserhalb ihrer, und vor ihr vorher« [GA:III,5 N° 605]. Nun kann die Entgegensetzung von Realismus und Idealismus unmöglich in einem noch höheren Beziehungsgrund dieser beiden geleistet werden; denn Idealist oder Realist zu sein bedeutet ja gerade, Denken oder Sein als den höchsten Beziehungsgrund überhaupt anzusetzen.

3.4.4 Reductio ad absurdum des Prinzips der Disjunktionseinheit

Wir werden nun ein Argument entwickeln, das durch eine *Selbstanwendung des Satzes der Identität* dessen universelle Gültigkeit als relative Identität widerlegt. Es ist zu zeigen, dass nicht alle Identität lediglich Gleichheit sein kann, wie es das Prinzip der Disjunktionseinheit fordern würde. Fichte geht in der »Grundlage...« zwar einen anderen Weg; der Gedanken lässt sich dennoch eng an deren Text entwickeln.⁴² In § 3 trifft Fichte folgende Aussage:

3/8 »Die logische Form des Satzes als Satzes [d. h. der Satz der Identität] steht [...] unter der Bedingung der Identität des Subjects, und des Prädicats (d. i. des vorstellenden, und des als vorstellend vorgestellten Ich [...]). *Aber selbst die Möglichkeit des Gegenseitzens an sich setzt die Identität des Bewusstseyns voraus;*« [GWL SW:I 102]

Die Einheit des Bewusstseins (cf. (39)^{S. 55}) wird hier in einem Identitätssatz artikuliert. Diese Einheit des Bewusstseins war nun aber erwiesen worden als die Ermöglichungsbedingung von Identitätssätzen. Das bedeutet, *dass die Allgemeingültigkeit des Satzes der Identität $A = A$ von einer bestimmten Instanz dieses Satzes, also bestimmten Einsetzungen für A , abhängt, nämlich dem Satz »Ich=Ich«.* Als eine solche Instanz müsste der Satz ebenso ein Reflexionsgefälle aufweisen, wie alle anderen Instanzen des Satzes der Identität (cf. 3.4.2):

(40) Was ich im Gedanken >Ich< denke, bin ich.

⁴²Man kann den Unterschied zwischen den Darstellungen wie folgt fassen: Während Fichte bereits im ersten Abschnitt der »Grundlage...« den sekundärreflexiven Aufstieg zum ersten Grundsatz unternimmt, holt unsere Darstellung gewissermaßen weiter aus und setzt mit dem Relativitätsprinzip der Disjunktionseinheit an um von dort aus durch Aufweis von dessen Widersprüchlichkeit die Einsicht in den ersten Grundsatz zu erzeugen.

Es ist ja aber gerade dieses Reflexionsgefälle, das er leugnet. Denn er sagt, das Ich sei über alle Reflexionsstufen hinweg identisch. Wir finden daher im Satz »Ich=Ich« die Entsprechung jenes Experiments, das wir in Abschnitt 2.7.2 anstellten bei dem Versuch, die Identität der Identität über die Sprachstufen hinweg auszusagen (cf. (20)^{S.33}). Auch dort musste scheinbar die Identität zu sich selbst in metasprachliche Distanz treten und dabei zwischen identifizierender (gebrauchter) und identifizierter (erwähnter) Identität unterscheiden, um deren Identität auszusagen. Analog dazu ist in Fichtes Konzeption das Ich als dasjenige veranschlagt, was den Reflexionsregress transzendiert indem es das Reflexionsgefälle überwindet und eine Beziehung der Reflexionsstufen auf einander erst ermöglicht. Das Reflexionsgefälle im Satz (cf. (40)^{S.57}) kann nur in der Einheit des Bewusstseins auftreten, m. a. W. nur dann, wenn es nicht besteht. Da das Prinzip der reflexiven Offenheit (cf. (33)^{S.51}) eine Instanz des Prinzips der Disjunktionseinheit (cf. (23)^{S.40}) ist erweist sich auch dieses als selbstwidersprüchlich: Es fordert für alles Unterscheiden einen ununterschiedenen Beziehungsgrund. Im Satz (cf. (40)^{S.57}) *müsste es diesen Beziehungsgrund zerstören indem es ihn aussagt*, wenn dieser nur als relative Identität ausgesagt würde. Das ist ein Widerspruch.

Welche Konsequenz ist nun aus diesem Widerspruch zu ziehen? Reflektieren wir noch einmal auf den Beweisgang und die zwei entscheidenden Prämissen, aus denen sich der Widerspruch ergab:

- (41) Alle Identität ist immer nur relative Identität, d. h. Gleichheit (cf. (34)^{S.53}).
 (Alternative Formulierung: Alle Einheit ist nur Disjunktionseinheit (cf. (23)^{S.40}))
- (42) Die *Identität* des Bewusstseins ist transzendente Ermöglichungsbedingung der Aussage relativer Identität. (cf. 3.4.3)

Aus diesen Prämissen lässt sich schließen:

- (43) Die transzendente Ermöglichungsbedingung der Aussage relativer Identität ist selbst nur relativ zu identifizieren (artikuliert in einer Instanz des Satzes der Identität, cf. Zitat 3/8 S. 57).

Diese Instanz des Satzes der Identität (40) ist aber selbstwidersprüchlich. Stellen wir zunächst fest, dass die zweite Prämisse ihrerseits aus der ersten abgeleitet ist. Denn das Prinzip der Disjunktionseinheit erfordert für die verschiedenen Bezugsweisen einen Beziehungsgrund, der in der Einheit des Ich bestehen muss (cf. 3.4.3). Bei der Aussage

der Einheit dieses Beziehungsgrundes als bloß relative Identität würde aber in ipso actu diese Beziehungsgrund zerstört, der für die Aussage erforderlich ist. Darin erweist sich das Prinzip der Disjunktionseinheit in einem seiner Prinzipiate als selbstwidersrücklich.

Wenn es nun zwischen einem Prinzip und einem seiner Prinzipiate zu einem Widerspruch kommt, so ist das Prinzip selbstwidersprüchlich. Es ist dann zu verwerfen oder wenigstens zu modifizieren. Fichtes Modifikation besteht nun in einer Restriktion der Universalität von Prämisse [\(41\)](#). Ein einziges Urteil ist vom Prinzip der Disjunktionseinheit ausgenommen und dies ist der Satz »Ich=Ich« in dem sich das Identifizieren selbst identifiziert. Es ist reine Identität nicht in re sondern in actu.

3.4.5 Reines Identifizieren – Vom »Ich=Ich« zum »Ich bin«

Durch die Restriktion des Prinzips der Disjunktionseinheit ist der Satz *Ich = Ich* keine Instanz des Satzes der Identität $A = A$ mehr. Da in ihm kein Übergehen zwischen zwei Verschiedenen vollzogen wird, entledigt Fichte den Satz $A = A$ seiner relativen Identitätsform und sagt stattdessen »Ich bin«. *Dieser Satz ist Index⁴³ der einen absoluten Identität, die alle relative Identität erst ermöglicht.*⁴⁴ Dieses Urteil ist, da frei vom Reflexionsgefälle, weder synthetisch noch antithetisch, sondern rein thetisch:

3/9 »Ein thetisches Urtheil aber würde ein solches seyn, in welchem etwas keinem anderen gleich- und keinem anderen entgegengesetzt, sondern bloss sich selbst gleich gesetzt würde: es könnte mithin gar keinen Beziehungs- oder Unterscheidungsgrund voraussetzen: sondern das Dritte, das es der logischen Form nach doch voraussetzen muss, wäre bloss eine Aufgabe für einen Grund. Das ursprüngliche höchste Urtheil dieser Art ist das: Ich bin, in welchem vom Ich gar nichts ausgesagt wird, sondern die Stelle des Prädicats für die mögliche Bestimmung des Ich ins Unendliche leer gelassen wird.« [GWL SW:I116]

Erneut kann man diese Struktur an die Asymmetrie des abstraktesten Begriffs (cf. [\(24\)](#)^{S. 44}) rückbinden. Der in ihm auftretende Widerspruch fordert gleichermaßen eine Einschränkung des Prinzips der Disjunktionseinheit. Das höchste Genus wird eben bloß gesetzt, nicht entgegengesetzt, und damit als bloß bestimmbar leer gelassen. Ich widerstehe hier

⁴³Warum es sich nur um einen Index handeln kann, werden wir im Abschluss der Untersuchung ansprechen.

⁴⁴Das thetische Urteil drückt aus »eine IDENTITÄT des Setzenden u Gesezten. *Diese IDENTITÄT ist ABSOLUT, die alles Vorstellen erst möglich macht.* Das ICH setzt sich schlechthin, d. h. ohne alle Vermittelung. Es ist zugleich SUBJEKT und Objekt.« [WLnM GA:IV 2,30].

nicht der Versuchung, einen Begriff meines philosophischen Lehrers Norbert Fischer zu verwenden: Das höchste Genus wird nicht definiert, sondern *infiniert*.⁴⁵

Der Restriktion des Prinzips der Disjunktionseinheit entspricht die in Abschnitt 2.6.3 geforderte Restriktion des Prinzips der semantischen Offenheit. Dieses Prinzip kann nicht in einer Sprache formuliert sein, für die es gilt. Dementsprechend besteht der aufgewiesene Selbstwiderspruch des Prinzips der Disjunktionseinheit darin, *dass die Bedingung der Aussagbarkeit relativer Identität ihrerseits nicht als relative Identität ausgesagt werden kann*. Das Übergehen von einer Reflexionsstufe zur nächsten kann eben so wenig reflexiv gestuft sein, wie die Identität der Identität als das Bildungsprinzip des Sprachstufenregresses auf einer einzigen Sprachstufe ausgesagt werden kann. Das denken dieser Transzendenz des Ich kann also nicht dem Prinzip der reflexiven Offenheit (24) unterworfen sein (das ja eine Instanz des Prinzips der Disjunktionseinheit ist). So wie die Identität *autologisch*, Zeichen und Bezeichnetes zugleich ist, so ist im Fall des Ich der Gedanke mit dem Gedachten eins. *Begriff des Ich und Ich sind das selbe*, denn nur durch ein Reflexionsgefälle im Satz (40) könnte deren Differenz ausgesagt werden. Gerade dieses leugnet er aber. Man mag sich nun fragen, weshalb dann Fichte zwischen der Identität, also dem Übergang, und dem Ich, dem Übergehenden, überhaupt unterscheidet. Die Antwort ist schlicht, dass dieser Unterschied nicht besteht.

Es lohnt sich hier ein erneuter Blick auf die Abbildung 3.1 auf S. 38. Dort (cf. 3) hieß es: Der Unterschied zwischen Punkten und den sie verbindenden Beziehungen wird aufgehoben. Was nach der Entartung verbleibt ist gewissermaßen Punkt und Linie, Beziehung und Bezogenes zugleich. Es ist dies der Punkt, an dem Reflektiertes (Objekt des Handelns) und Reflektierendes (Handelndes) im reinen Reflektieren (Handeln) (hier im Vollsinn verbal zu verstehen) zusammenfallen). Es ist nachgerade die Pointe seiner Fassung des Ich als Tathandlung, dass das Ich nicht nur Subjekt ist: »Das Ich ist nicht zu betrachten, als blosses Subject, wie man es bis jetzt beinahe durchgängig betrachtet hat, sondern als Subject-Object« [NDWL SW:I 529]. Damit ist aber gerade nicht ein höheres Substrat, ein noch abstrakterer Begriff gemeint, der seinerseits wieder der Asymmetrie verfiel. *Das Ich ist nicht eigentlich das Übergehende, sondern das Übergehen von einer Reflexionsstufe zur anderen*: An dieses Übergehen vom Subjekt zum Objekt wird »[a]lles andere Bewusstseyn [...] angeknüpft und durch dasselbe vermittelt« [NDWL SW:I 529sq]. Es ist damit, wie Rainer Schäfer sich in seinem Kommentar zur »Grundla-

⁴⁵Er operiert mit diesem Begriff u. a. in seinem Lehrbuch über »Die philosophische Frage nach Gott« [z. B. Fis95:118sq].

ge. . . « ausdrückt, »eine sich mit sich als selbig setzende Relation« [Scho6:28], ein sich mit sich als Identifizieren identifizierendes Identifizieren. Da hier die Relation indem sie auf sich selbst geht keiner Sättigung durch Relata mehr bedarf, kann sie auch nicht als leere Form aufgefasst werden. Die absolute Identität ist weder Form noch Inhalt, sondern das Übergehen zwischen Form und Inhalt. Sie ist die »*Form, der Förmlichkeit überhaupt, der Einheit des Bewusstseyns*« [GWL SW:I 102].

4 Es gebe Wahrheit

Henrik Steffens berichtet in seinen Erinnerungen »Was ich erlebte« seine Eindrücke während einer Vorlesung über die Wissenschaftslehre aus dem Wintersemester 1798/99. Fichte, so heißt es dort, suchte

4/1 »schon bekannt mit den Schwächen seiner Zuhörer auf jede Weise sich ihnen verständlich zu machen. Er gab sich alle mögliche Mühe, das, was er sagte, zu beweisen; aber dennoch schien seine Rede gebietend zu sein, als wollte er durch einen Befehl, dem man unbedingten Gehorsam leisten müsse, einen jeden Zweifel entfernen.« [Ste40:79].⁴⁶

Es ist allerdings fraglich, ob das Unverständnis, auf das Fichtes Ausführungen damals wie heute stießen, allein auf eine »Schwäche seiner Zuhörer« zurückzuführen ist. Es liegt vielmehr in der Natur der Sache, dass die absolute Identität sich gegen ihren Ausdruck in sprachlich manifestierten Urteilen sperrt. Die »Form des Satzes als Satzes« erlaubt stets nur relative, bloße Disjunktionseinheit (cf. 3/8^{S.57}). Es liegt dies in der Natur der Sprache, die es stets erfordert, die Einheit des Gedankens zu trennen, indem sie ihn auf eine lineare Abfolge von Wörtern abbildet. Fichtes bisweilen hermetisch anmutender Ausdruck ist eine Folge seines Ringens um Worte, welche die Unaussprechlichkeit des Unaussprechlichen aussprechen sollen. Es geht Fichte notabene nicht um das Aussprechen des Unaussprechlichen. Ausdrücklich erkennt er in der »Grundlage...« an: »Selbst vermittelt [der] abstrahirenden Reflexion nicht – kann Thatsache des Bewusstseyns werden, was an sich keine ist; aber es wird durch sie erkannt, dass man jene Thathandlung, als Grundlage alles Bewusstseyns, nothwendig denken müsse« [SW:I 92sq]. Wir können die Thathandlung nicht aussagen, aber wir können aussagen, dass wir sie nicht aussagen können. Der Vollzug des »Ich bin« drückt die ursprüngliche Thathandlung nicht konventionell aus, sondern er »ist« zugleich diese Thathandlung (cf. (21)^{S.37}).

Diese *Vollzugseinheit von Ausdruck und Ausgedrücktem* im Ausdrücken findet eine Entsprechung in der Notwendigkeit eines autologischen Zeichens wenn sonst Heterologizität herrschen soll (cf. 33). Der Regress der Sprachstufen kann nicht in einer semantisch offenen Sprache aufgebaut werden. Analog zu Jens Baggesens Formel »Im Ich wird das Ich dem Nicht-Ich entgegengesetzt« kann man daher sagen: Nur in einer semantisch offenen Sprache kann zwischen semantisch offenen und semantisch geschlossenen Sprachen unterschieden werden. Autologische Zeichen gibt es dementsprechend nur in jener Sprache, die allein Autologizität zulassen muss: der Umgangssprache (cf. 2.6.3). Nur in ihr

⁴⁶Die betreffende Stelle ist auch in einem Vorwort der Akademieausgabe wiedergegeben [GA:IV3,320].

finden sich sprachliche Manifestationen von Vollzugseinheit, die spätestens seit Austin⁴⁷ als Sprechakte bezeichnet werden.

Nehmen wir an, jemand betritt einen Raum und richtet folgende Worte an die dort anwesenden Menschen:

⟨44⟩ Ich begrüße Sie.

⟨45⟩ Ich verspreche Ihnen, dass wir gleich anfangen.

Der in ⟨44⟩ behauptete Gruß wird durch seine bloße Behauptung vollzogen. Das in ⟨45⟩ behauptete Versprechen wird zugleich mit der Behauptung *gegeben*. Es ist, weil es gesetzt wird. Sprechakte dieser Art – sie sind bemerkenswerter Weise nur im Indikativ der ersten Person, also der behauptenden Ichform möglich⁴⁸ – sind in Einheit Sprechen und Tun. Der beim Ausspruch dieses Satzes geschaffene Ausdruck bezeichnet sich selbst, er ist autologisch. Er kann qua dieser Autologizität unmöglich in einer formalen, semantisch offenen Sprache vollzogen werden. Denn in einer solchen ist Wahrheit kein Akt, schon gar kein sozialer (cf. 3/5^{S.50}), sondern ein bloß formales Regelsystem der Zeichenmanipulation. Nach der Analyse von Peter Karl Schneider deutet der Sprachstufenregress »nicht weniger an als die chronische Bodenlosigkeit, an der die mathematischen, logischen und wissenschaftstheoretischen Begründungsversuche stets in ihrer bloßen Formalität scheitern« [Sch65:58].

Douglas Lenat, einer der führenden Forscher der Künstlichen Intelligenz, behauptet in einer Publikation über das informatische Wissenssystem »Cyc«: »Yes, all we're doing is pushing tokens around, but that's all that cognition is« [LG89:15]. Wenn unsere Untersuchung recht hat darin, dass relative Identität nur dadurch Wahrheit beanspruchen kann, dass eine absolute Identität zugleich mit ihr vollzogen wird, so kann diese Aussage Lenats ihrerseits keine Wahrheit beanspruchen. Jedes von einem vernünftigen Wesen gebrauchte Wort behauptet sich aber durch seinen bloßen Gebrauch zugleich als Wort (cf. 3.3.1). Wer Worte gebraucht, behauptet implizit immer, dass es Worte sind, die er gebraucht; dass sie nicht nur blinde, physische Objekte sind, sondern Zeichencharakter haben.

Auch unsere hier zu einem vorläufigen Abschluss kommende Untersuchung erhob von Anfang an den Anspruch, wahr zu sein. Dies genügt freilich nicht, um tatsächlich

⁴⁷Der locus classicus ist sein Werk »How to do things with words« [Aus75]. Unsere Darstellung folgt dagegen derjenigen Oswald Ducrots in »Dire et ne pa dire« [Duc72:69sq].

⁴⁸Sie hierzu ebenfalls Ducrot [Duc72:69].

wahr zu sein. Der Philosoph kann wie jeder endliche Mensch bei seinem sekundärreflexiven Aufstieg fehl gehen. Aber schon der bloße Anspruch auf Wahrheit genügt, um die Untersuchung – wie einleitend bemerkt – transzendentalphilosophisch zu infizieren und ein völlig neutrales Herantreten an eine bloß formale Sprachtheorie unmöglich zu machen. Ob die Untersuchung dennoch überzeugen kann hängt von zweierlei ab: Erstens von einer der Transzendentalphilosophie immanenten Frage, nämlich davon, ob beim sekundärreflexiven Aufstieg ein Irrweg beschritten wurde. Zweitens hängt es davon ab, ob der Leser, mit dem wir die Untersuchung vollzogen haben, die minimale transzendentalphilosophische Infektion zulässt, also selbst ein Wahrheitsstrebender ist – also in letzter Konsequenz davon, was für ein Mensch er sei.

A Zur Zitierweise

Hervorhebungen in Zitaten, die dem Original entstammen, werden durch Sperrdruck wiedergegeben. Gehen sie hingegen auf mich zurück, so werden sie – wie im Haupttext – durch *Kursivschrift* kenntlich gemacht. Wörtliche Zitate aus dem *Werk Fichtes* sind, sofern möglich, direkt der elektronischen Ausgabe seiner sämtlichen Werke »Fichte im Kontext« [FiK] entnommen. Diese folgt in Text und Paginierung den von Immanuel Hermann Fichte herausgegebenen »Sämtlichen Werken« [SW] und »Nachgelassenen Werken« [NW]. Lediglich für darin nicht verfügbare Werke wurde auf die »Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften« [GA] zurückgegriffen. Um in Zitaten nicht zusätzlich deren kritischen Apparat wiedergeben zu müssen, wurden von den Herausgebern vorgenommene Konjekturen ohne Kennzeichnung als solche direkt in den Text übernommen. Das gleiche gilt für die Vervollständigung von Abkürzungen, die stets ausgeschrieben sind.

B Siglen

Um über den Verweis auf die Gesamtausgaben hinaus auch die konkrete zitierte Schrift anzugeben, kommen folgende *Siglen* zum Einsatz:

Fichte		
BWL	Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre	[SW:I27–78]
DSI	Darstellung von Schelling's Identitätssysteme	[NW:XI371–389]
DWL	Darstellung der Wissenschaftslehre von 1801	[SW:II1–163]
EL2	Zweite Einleitung in die Wissenschaftslehre von 1797	[SW:I451–518]
GNR	Grundlage des Naturrechts von 1796	[SW:III1–385]
GWL	Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre	[SW:I83–328]
LM	Vorlesungen über Logik und Metaphysik, SS 1797	[GA:IV1,169–450]
LME	Vorlesung über Logik und Metaphysik, WS 1796/97, Nachschrift Eschen	[GA:IV3,77–141]
NaR	Nachschrift an Reinhold	[GA:II5,453–473]
NDWL	Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre von 1797	[SW:I519–534]
RAF	Rückerinnerungen, Antworten, Fragen (1799)	[SW:V335–373]
SdS	System der Sittenlehre	[NW:XI1–118]
TL	Ueber das Verhältniß der Logik zur Philosophie oder Transzendente Logik	[NW:IX103–400]
VM96	Vorlesung über die Moral, SS 1796	[GA:IV1,1–148]
WLnm	Wissenschaftslehre nova methodo	[GA:IV2,1–267]
WLo4	Wissenschaftslehre von 1804	[NW:X87–314]
ZV	Züricher Vorlesungen über den Begriff der Wissenschaftslehre	[GA:IV3,1–41]
Sonstige Autoren		
Prol	Kants Prolegomena	[AA:IV255–383]
WdL	Hegels Wissenschaft der Logik	[TWA:V3–VI573]

C Symbolverzeichnis

=	identisch
= _{Df}	per definitionem identisch
¬	Negation (logisches NICHT)
∧	Konjunktion (logisches UND)
∨	Disjunktion (logisches ODER)
↔	Äquijunktion (logisches GENAU DANN WENN)

D Dokumentstatistik

Wörter im Haupttext (inkl. Zitate)	18 428
Wörter in Fußnoten und Bildbeschreibungen	1 809
Wörter im Anhang	168
Wörter in der Bibliographie	879
Wörter insgesamt	21 302

E Eigenständigkeitserklärung

Ich, Oliver Motz, erkläre, die vorliegende Masterarbeit mit dem Titel »Form der Förmlichkeit – Ein formaler Identitätsbegriff und seine transzendentalen Grenzen« vollkommen selbständig und nur unter Zuhilfenahme der angegebenen Quellen und Hilfsmittel angefertigt zu haben.

Oliver Motz, Luxemburg, den 10. Juni 2012

Literatur

- [Aus75] AUSTIN, JOHN LANGSHAW: *How to Do Things With Words. The William James Lectures Delivered at Harvard University in 1955*. Harvard University. Harvard University Press, 2. Auflage, 1975. (Edited by J. O. Urmson and Marina Sbisa).
- [Bad] BADER, FRANZ: *Das Prinzip der Identität*. Vortrag, gehalten vor dem »Studentischen Arbeitskreis für Transzendentalphilosophie an der Universität München« am 18. Dezember 1970.
- [Bad79] BADER, FRANZ: *Die Mehrdeutigkeit der drei Grundsätze in Fichtes »Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre« von 1794/95*. In: HAMMACHER, KARL und ALBERT MUES (Hrsg): *Erneuerung der Transzendentalphilosophie in Anschluss an Kant und Fichte: Reinhard Lauth zum 60. Geburtstag*. Frommann-Holzboog, 1979.
- [Bado1] BADER, FRANZ: *Systemidee und Interpersonalitätstheorie in Fichtes Wissenschaftslehre*. In: IVALDO, MARCO und MORETTO GIOVANNI (Hrsg): *Der transzendentalphilosophische Zugang zur Wirklichkeit. Beiträge aus der aktuellen Fichte-Forschung*, Band 45 der Reihe *Spekulation und Erfahrung*, Seiten 65–106. Frommann-Holzboog, 2001.
- [bug] *Grace Murray Hopper*. (Internetseite abgerufen am 5. Mai 2012).
- [Duc72] DUCROT, OSWALD: *Dire et ne pas dire. Principes de sémantique linguistique*. Collection Savoir. Hermann, 1972.
- [EE09] EBERT, CHRISTIAN und CORNELIA EBERT: *Mengenlehre und Logik*. In: KLABUNDE, RALF (Hrsg): *Computerlinguistik und Sprachtechnologie. Eine Einführung*. Gabler Wissenschaftsverlage, 3. Auflage, 2009.
- [GA] FICHTE, JOHANN GOTTLIEB: *Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*. frommann-holzboog, Stuttgart.
- [FiK] FICHTE, JOHANN GOTTLIEB: *Fichte im Kontext – Werke auf CD-ROM*. Literatur im Kontext auf CD-ROM. InfoSoftware, Berlin, 1. Auflage, 1997. (Digital aufbereitet und herausgegeben von Carsten Worms. Die Ausgabe folgt: Johann Gottlieb Fichtes sämtliche Werke. Herausgegeben von I.H. Fichte. 8 Bände. Berlin, Veit & Comp., 1845/1846 sowie Johann Gottlieb Fichtes nachgelassene Werke. Herausgegeben von I.H. Fichte. 3 Bände. Bonn, Adolph Marcus, 1834/1835.).
- [NW] FICHTE, JOHANN GOTTLIEB: *Nachgelassene Werke*. Adolph Marcus, Bonn, 1834 f. (3 Bände (IX–XI), herausgegeben von Immanuel Hermann Fichte).

- [SW] FICHTE, JOHANN GOTTLIEB: *Sämmtliche Werke*. Veit & Comp., Berlin, 1845 f. (8 Bände, herausgegeben von Immanuel Hermann Fichte).
- [Fis95] FISCHER, NORBERT: *Die philosophische Frage nach Gott. Ein Gang durch ihre Stationen*, Band 2 der Reihe *Associazione di Manuali di Teologia Cattolica: AMATECA*. Bonifatius, Paderborn, 1995.
- [FiS] FUCHS, ERICH, REINHARD LAUTH und WALTER SCHIECHE: *J. G. Fichte im Gespräch. Berichte der Zeitgenossen*. Frommann-Holzboog, 1978.
- [Fre93] FREGE, GOTTLIEB: *Grundgesetze der Arithmetik. Begriffsschriftlich abgeleitet*. H. Pohle, 1893.
- [Gloo4] GLOY, KAREN: *Wahrheitstheorien. Eine Einführung*. Francke, Tübingen, 2004.
- [Goe19] GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON: *Goethes Werke*. dtv 5946. Deutscher Taschenbuch-Verlag, München, 1887-1919. (Sog. »Weimarer Ausgabe« Foto-mechanischer Nachdruck der Ausgabe Böhlau, Weimar. Bände der Abteilung. Nachträge und Register zur 4. Abteilung: Briefe mit abweichender Bandzählung innerhalb der Serie.).
- [TWA] HEGEL, GOTTFRIED WILHELM FRIEDRICH: *Werke in zwanzig Bänden*. Suhrkamp, 1969-1971. (Theorie-Werkausgabe, Redaktion: Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel).
- [AA] KANT, IMMANUEL: *Gesammelte Schriften*. 29 Bände, Berlin, 1900 ff. (Herausgegeben von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften (Bände I–XXII); von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Band XXIII); von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (ab Band XXIV)).
- [KiK] KANT, IMMANUEL: *Kant im Kontext II. Werke, Briefwechsel und Nachlaß*, Band 11 der Reihe *Literatur im Kontext auf CD-ROM*. InfoSoftware, Berlin, 1. Auflage, 2003. (Herausgegeben von Karsten Worm und Susanne Boeck; Seitenkonkordanz mit [AA]).
- [KrV] KANT, IMMANUEL: *Kritik der reinen Vernunft*. In: *Kants Werke in sechs Bänden*, Band 2. WBG, Darmstadt, 6. Auflage, 2005. (Herausgegeben von Wilhelm Weischedel; Text aus [KiK]; Seitenangaben nach den Originalpaginierungen der Auflagen von 1781 (A) und 1787 (B)).
- [Prol] KANT, IMMANUEL: *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können*. In: *Werke in sechs Bänden*, Band 3, Seiten 109–264. WBG, Darmstadt, 6. Auflage, 2005. (Herausgegeben von

- Wilhelm Weischedel; Text aus [KiK]; Seitenangaben nach dem ersten Druck der Originalauflage von 1783, zitiert als A).
- [FM] KANT, IMMANUEL: *Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibnizens und Wolff's Zeiten in Deutschland gemacht hat?* In: *Werke in sechs Bänden*, Band 3, Seiten 585–676. WBG, Darmstadt, 6. Auflage, 2005. (Herausgegeben von Wilhelm Weischedel; Text aus [KiK]; Seitenangaben nach den beiden Drucken der Originalauflage von 1763, zitiert als A₁ und A₂).
- [Lau79] LAUTH, REINHARD: *Theorie des philosophischen Arguments. Der Ausgangspunkt und seine Voraussetzungen*. De Gruyter Studienbuch. De Gruyter, 1979.
- [LG89] LENAT, DOUGLAS B. und RAMANATHAN V. GUHA: *Building large knowledge-based systems. Representation and Inference in the Cyc Project*. Addison-Wesley, 1989.
- [Loro4] LORENZ, KUNO: *Äquivalenz*. In: MITTELSTRASS, JÜRGEN (Hrsg): *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Band 1, Seite 150. Metzler, Stuttgart, 2004.
- [Lyo78] LYONS, JOHN: *Semantics*. Cambridge Univ. Press, Cambridge, 1978.
- [Qui89] QUINE, WILLARD VAN ORMAN: *Quiddities. An Intermittently Philosophical Dictionary*. Harvard University Press, 1989.
- [ESL] REICHENBACH, HANS: *Elements of Symbolic Logic*. Macmillan, New York, 1947.
- [RW13] RUSSELL, BERTRAND und ALFRED NORTH WHITEHEAD: *Principia Mathematica*. Cambridge University Press, 1910-13.
- [Sch65] SCHNEIDER, PETER KARL: *Die wissenschaftsbegründende Funktion der Transzendentalphilosophie*. Symposium (Freiburg i.Br. 1958). Alber, 1965.
- [Scho6] SCHÄFER, RAINER: *Johann Gottlieb Fichtes »Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre« von 1794*. WBG, Darmstadt, 2006.
- [Sch10] SCHICK, STEFAN: *Contradictio est regula veri: Die Grundsätze des Denkens in der formalen, transzendentalen und spekulativen Logik*. Hegel-Studien, Beihefte. Meiner, 2010.
- [Ste40] STEFFENS, HENRIK: *Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben*, Band 4. Max, 1840.
- [Steo4] STEINBRENNER, JAKOB: *Zeichen über Zeichen. Grundlagen einer Theorie der Metabezugnahme*, Band 4 der Reihe *Philosophische Impulse*. Synchron, 2004.

-
- [Tar36] TARSKI, ALFRED: *Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen*. *Studia Philosophica*, 1(1):261–404, 1936. (Dissertation, Warschau 1933: Pojęcie Prawdy w Językach nauk deducyjnych).
- [Tar44] TARSKI, ALFRED: *The Semantic Conception of Truth and the Foundations of Semantics*. *Philosophy and Phenomenological Research*, 4(3):341–376, 1944.
- [Tlp] WITTGENSTEIN, LUDWIG: *Tractatus logico-philosophicus*. In: *Werkausgabe*, Band 1, Seiten 7–85. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1. Auflage, 1984. (Herausgegeben von Brian McGuinness und Joachim Schulte).

